

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1954

6



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Verlagsort Stuttgart



# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege  
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes  
herausgegeben von Ernst Müller*

1954

5. Jahrgang

Sechstes Heft – November / Dezember

---

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

---

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 18 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Bezieher an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

*Titelbild:* Christkind. Schwäbisch um 1500. Württ. Landesmuseum Stuttgart. *Aufnahme:* Landesbildstelle Württemberg.

## INHALT

Die Herren Kramersche Krippe in Rottweil

*Von Albert Walzer* ..... 245

Schwäbische Plastik in ausländischen  
Sammlungen

*Von Gertrud Otto* ..... 251

Das Hausgerüst im unteren Neckartal

*Von Heinrich Winter* ..... 257

So oder So? ..... 265

Reiterles Kapelle

*Von Werner Lipp* ..... 266

Das Pfrunger oder Ostracher Ried in Gefahr?

*Von Hans Schwenkel* ..... 269

Ein Erlaß über Sümpfe und Moore aus  
herzoglicher Zeit

*Von Karl Baur* ..... 271

Wandlungen des volkstümlichen Lebens

*Von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen* . 272

Das Schädeldepot in der Ofnet

*Von Wilfried Nölle* ..... 274

Weihnachtsspruch

*Gedicht von Gerbard Schumann* .... 276

Paul Schmitthenner zum 70. Geburtstag

*Von Paul Heim* ..... 277

Schwäbisches Erbe – steirische Mundart

*Von Hermann Bausinger* ..... 278

Gedenktafelvertrieb

*Von Hans Schwenkel* ..... 280

Buchbesprechungen ..... 281

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes . 283





## Die Herren Kramersche Krippe in Rottweil

*Von Albert Walzer*

Schon seit Jahren bemüht sich das Württ. Landesmuseum durch seine Weihnachtsausstellungen und durch eine große Krippenschau in Rottenburg im Jahre 1951, allgemein auf die künstlerische und kulturelle Bedeutung der alten Weihnachtskrippen aufmerksam zu machen. Auch schon deswegen, weil sich im Schwäbischen mit die schönsten deutschen Weihnachtskrippen überhaupt erhalten haben: die beiden Ellwanger Krippen, die Gutenzeller, die Hettinger, die Krippe in Neu-Birna, die vielfigurige in Otto-beuren und nicht zu vergessen, die Krippe aus der früheren Karthause Buxheim, die jetzt der Pfarrkirche von Legau gehört und dieses Jahr in der Krippenausstellung des Landesmuseums in Stuttgart mit ausgestellt werden kann.

Neben diesen prunkvollen barocken Kirchenkrippen haben wir hier aber auch noch eine alte volkstümliche Krippe, mit der heute noch ein ganz besonderer

Brauch verbunden ist. Auf der sogenannten Herren-Kramer'schen Krippe in Rottweil werden nämlich auch heute noch volkstümliche Szenen mit Krippenfiguren aufgeführt. Ein Teil derselben spielt sich auf dem Platz zwischen der Mauer und der parallel zu ihr ausgerichteten vorderen Häuserreihe der Stadt Bethlehem oben auf dem Krippenberg ab. Dazu ist im Boden ein langer Spalt gelassen, durch den die Figuren an Stäbchen aus dem Innern des Berges hochgeschoben und hin und her bewegt werden können. Zum gleichen Zweck ist auch ein schräg zum Stadttor rechts oben der Mauer entlang ansteigender Weg mit einem Schlitz versehen. Auch da werden Figuren in Szene gesetzt, teilweise in Verbindung mit der links oben aus der Stadtmauer vorspringenden Wirtschaft „zum Kreuz“, die deswegen eine bewegliche Türe hat. Außerdem kann noch eine Reihe der auf den Zwischenstufen des Berges aufgestellten Handwerkergruppen





mit Hilfe einfacher mechanischer Vorrichtungen vom Innern her bewegt und ins Spiel einbezogen werden. Was gespielt wird, ist alles andere als fromm. Gewiß – zunächst wird im bekannten liturgischen Rezitations-ton das Weihnachtsevangelium gesungen. Aber dann wird's bunt. Oben auf dem Marktplatz erscheint der Büttel, schellt aus und schreit: „Es wird hiemit bekannt gemacht, / daß jede Wurst zwoi Zipfel hat, / ausgenommen, wenn se a'gschnitte ischt.“ Auf der ersten Stufe unten rechts fängt darauf der Küfer zu hämmern an und singt: „s' Kübele rinnt / s' Kübele rinnt / s' Kübele mueß zum Binde / morge frühe, wenn d' Sonne scheint / mueß des Kübele fertig sei / No net fertig, no net fertig / bis zum späte Obed, / guete Obed Lisebeth / sag mir wo dei Bettlad steht, / hinterm Ofe, in der Eck / wo die Katz dr Schwanz rausstreckt“. Nun erscheint oben am Stadttor s' Hennemädle und ruft: Kommet alle meine Hennenvögele, kommet bi bi bi, wo isch no wieder dr Gockel? Sicher wieder auf's Bürgermoischters Mischte, wo'r allweil seine Oier nalegt“. Jetzt kommen links drüben der Wirt und s' Annemarickle aus dem „Kreuz“. Der Wirt schickt sie, Aufträge zu erledigen. Weil sie aber nach seiner Meinung viel zu lang dafür braucht, bekommt sie schließlich Prügel von ihm. Anschließend singt oben auf dem Marktplatz Dr. Eisenbart sein bekanntes Lied davon, wie er die Leut auf seine Art kuriert. Darauf wird's im Bergwerk rechts unten hell. Ein Bergmann schiebt „im Felsgestein“ mit brennendem Licht seinen Schubkarren umher und singt: „Wir Bergleut, wir sein gar lustige Leut / und

wir graben das Silber und das Gold bei der Nacht, / der Bergmann hat und er hat sein helles Licht bei der Nacht / schon angezündt,“ usw. Nun müssen sich die Blicke wieder auf den Marktplatz richten, auf dem ein Händler erscheint und seinen schönen, langhaarigen, prima „Kauder“ anpreist, also Werg, das beim Hecheln von Flachs und Hanf als Abfall bleibt. Jetzt gehts in der Mitte unten los: s' Jaköble und d' Kathrin streiten sich beim Durchsägen eines Baumstamms. D' Kathrin soll mehr ziehen. Der alte Holzhacker beim Schweizerhaus rechts brutzelt vor sich hin, weil der Holzklotz, auf den er einschlägt, nicht auseinander will. Und dann erfolgt oben im „Kreuz“ die Rache für die Prügel, die s' Annemarickle vorher bezogen hat. Ihr Liebster, der Kaminfeger, stiehlt aus dem Rauchfang für sie einen Schinken und setzt gleich das ganze Haus in Brand, damit der Diebstahl nicht herauskommt. Nun geht's zurück zur Mitte oben, wo ein Asiate eine Art Lügenmärchen erzählt. Er sei am See Genezareth gewesen. Da waren drei Schiffe: das eine war gar nicht da, das andere hatte keinen Boden und das dritte hatte keine Ruder. Er sei in das gestiegen, das gar nicht da war und sei dann trockenen Fußes ans andere Ufer gefahren. Schließlich sei er an die Universität Tübingen gekommen. Dort hätte er allerhand gelehrte Sprüche gelernt: „Das ischt eine alte Muck, sagt der Fluck.“ Oder „kauft auch einen Bernhardiner, sagt der Postwirt Grüner“ und so weiter. Nach diesem Asiaten auf dem Marktplatz oben beginnt weiter unten der am Berg aufgestellte Jäger zu singen: „D'r Jäger aus Kurpfalz / er reitet über an





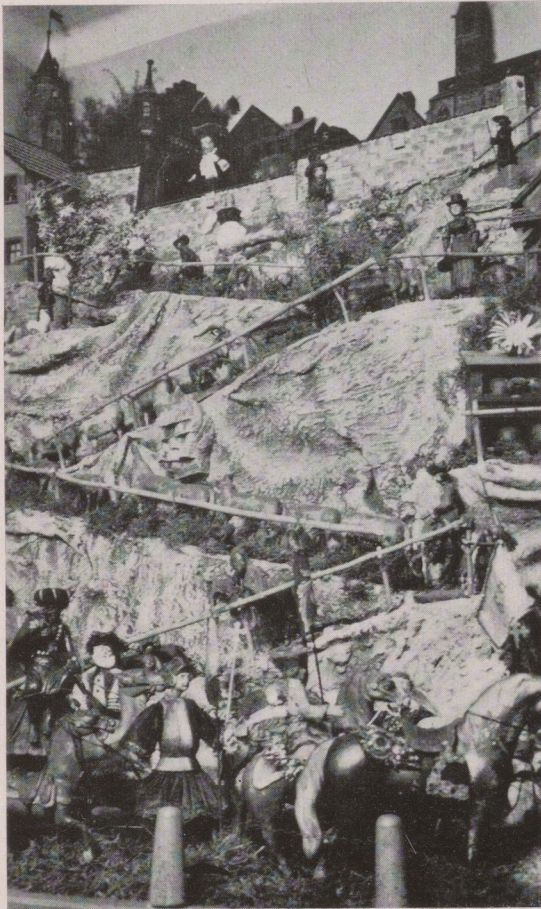
Hennedreck / und bricht bei Gott sein Hals / d'r Jäger aus Kurpfalz." Was er dann noch weiter singt, ist hier gar nicht wiederzugeben. Das Mühlrad zu unterst rechts beginnt sich zu drehen und im Begleittext wird darüber geklagt, daß es bald wegen des kaputten Rads, bald wegen des fehlenden Wassers stillstehen müsse. Nun gehts wieder zurück zum Marktplatz oben, auf dem ein Bürger darüber klagt: „Ischt des a Kreuz auf dieser Welt, was ma kauft, koschtet Geld / kauft ma Zucker, kriegt ma Gucker / kauft ma Kirsche, kriegt ma Shtoiner, kauft ma Floisch, kriegt ma Boiner / kauft ma Rettich, kriegt ma Schwänz, wenn ma hoimkommt kriegt ma Shtenz.“ Dann gehts wieder nach links unten, wo der Nagelschmied dazu auffordert: „Jetzt singet mr des schene Lied von dem versoffene Nagelschmied.“ Schließlich erscheint wieder in der Mitte oben der Nachtwächter und jammert: „Schildwach stehn, patrouillieren gehn / wenn andre Leit schlafen, dann muß ich wachen“ und beendet dann das Ganze mit seinem bekannten Lied: „Hört ihr Herrn und laßt euch sagen . . .“

Sehen wir von dem derben, volkstümlichen Ton und vom Lügenmärchen des Asiaten ab, so handelt es sich bei diesem Spiel alles in allem offenbar um eine Schilderung des kleinbürgerlichen, handwerklichen Lebens in und bei dem Städtchen, das oben dargestellt ist, also in Bethlehem, in Wirklichkeit im alten Rottweil. Denn dieses Bethlehem ist aus getreuen Kopien der Lorenzkapelle, des Frauenkirchenturms, der Dominikanerkirche, bestimmter Bürgerhäuser und der Türme

der alten Reichsstadt zusammengestellt. Da manche davon noch Eigentümlichkeiten zeigen, die später an den Originalen entfernt wurden, und weil noch Baulichkeiten dabei sind, die von einer gewissen Zeit an nicht mehr zu sehen waren, hat der verstorbene, hochverdiente Rottweiler Heimatforscher, Oberstudienleiter Dr. Steinhauser, durch mühevollen Vergleichen sogar herausbekommen können, wann dieses Bethlehem und damit die Krippe entstanden sein muß, nämlich zwischen 1753 und 1762. Damals hatte die Lorenzkapelle noch den 1832 abgebrochenen Dachreiter, war der Turm der Heiligkreuzkirche noch nicht so verändert, wie es dann nach 1810 geschah, waren der Predigerturm, der Mehlsack unten am Stadtgraben, der Johanniterturm und der Bockshofturm noch nicht verschwunden. Vor allem aber der Kapellenkirchenturm hatte damals noch seine zwiebelartige Bekrönung, die 1762 entfernt wurde, während der Dachreiter der Predigerkirche bereits die 1753 erneuerte Form zeigt, die später nochmals verändert wurde. Zu dieser Datierung paßt die Tatsache, daß sich unter den vielen erst im 19. Jahrhundert hinzugekommenen Krippenfiguren auch solche aus dem 18. befinden und unter diesen die Darstellung eines Bärenreiters aus Ton, auf der die Jahreszahl 1759 eingeritzt ist.

Aber ist deswegen auch das Spiel so alt? Wie kommt es überhaupt in die Krippe? Ist es einfach eine Rottweiler Erfindung? Fest steht, daß bis vor kurzem kein schriftlicher Text dafür da war, der Wortlaut sich also immer nur mündlich weitervererbt hat. Das





kann im Lauf der Jahre wesentliche Veränderungen mit sich gebracht haben. Zur Zeit wird von dem 17-jährigen Karlheinz Hetzinger und dem gleichaltrigen Edmund Maier gespielt.

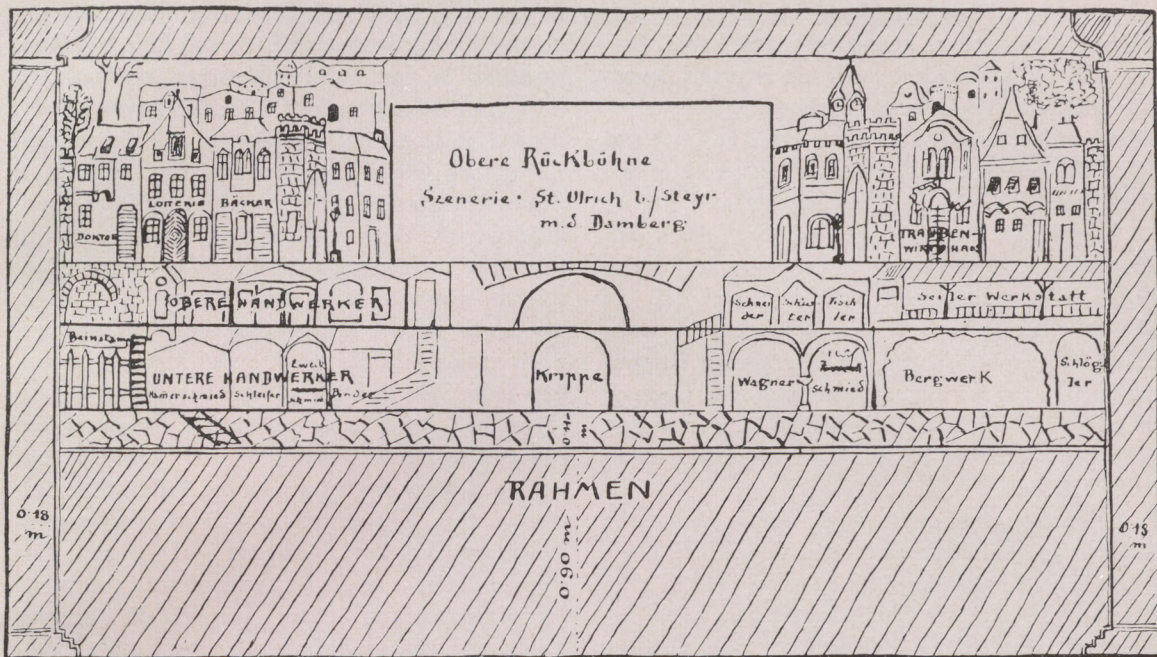
Nun gibt es im Land ob der Enns in der alten Eisenstadt Steyr ebenfalls eine Krippe mit einem solchen Spiel, dessen Wortlaut und Melodien Victor von Geramb und Victor Zack 1919 in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde veröffentlicht haben. Auch diese Krippe stammt aus dem 18. Jahrhundert. Und auch bei ihr ist Bethlehem eine Kopie des alten Steyr. Auch da werden die Figuren aus einem Bodenschlitz in der Mitte oben hochgebracht und an Stäbchen hin und her bewegt. Nur ist dort der Stadtteil hinter dem Schlitz lediglich gemalt, während die Häuser zu beiden Seiten wie in Rottweil aus Holz plastisch nachgebildet sind. So ist dort eine regelrechte Mittelbühne entstanden, während in Rottweil alles Bühnenmäßige vermieden ist. Und dann zeigt Steyr unter der Stadt keinen eigentlichen Krippenberg, sondern einfach zwei Reihen

aneinanderstoßender Handwerksstätten, zwischen die in der Mitte unten die eigentliche Krippe eingeschoben ist. In Rottweil soll der jetzige Krippenberg allerdings erst aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen stammen. Der heutige Besitzer, Herr Josef Baier, der in Amerika lebt, wird ihn damals aber wohl in Erinnerung an den ursprünglichen Berg nachgestaltet haben, wenn nicht überhaupt wesentliche Teile davon herkommen und die Krippe von ihm nur den Maßen des Zimmers in der Flöttlinstorstraße angepaßt wurde. An Stelle von Herrn Baier wird die Krippe zur Zeit von seinem Vetter, Herrn Paul Hetzinger, betreut.

Vergleicht man die beiden Spiele miteinander, so fällt sofort auf, daß es sich in Steyr im großen und ganzen um die gleiche Schilderung des Handwerker- und Volkslebens handelt wie in Rottweil, daß aber im einzelnen viele Unterschiede da sind. Es werden dort wesentlich mehr und andere Berufe, vor allem aber auch speziell dort bodenständige vorgeführt und die zugehörigen Texte suchen sie zumeist genauer zu charakterisieren als es in Rottweil beim Küfer und Nagelschmied oder gar beim Jäger geschieht. Der Schneider singt dort zum Beispiel klipp und klar von sich: „Ich bin der Schneider-Inschenier / wer Röcke braucht, der komm’ zu mir / auch mach ich Hosen, Frack und Weste / für meine Herrn auf’s allerbeste.“ Das Rottweiler Spiel wirkt neben dem Steyrer überhaupt irgendwie verwilderter. Es kann sein, daß manche der zum Teil noch bis in unsere Tage herein von Kindern benützten Verse und Sprüche erst sehr spät mit hereingenommen worden sind. Aber das ist schwer zu sagen. Der Küfervers kann zum Beispiel alter Bestand sein, trotzdem er auch von Kindern benutzt wird. Lügenezählungen wie die des Asiaten sind schon lange nicht mehr im Schwang. Jägerlatein ist wieder von anderer Art. Vielleicht ist das Lied vom „Doktor Eisenbart“ an die Stelle einer alten Quacksalber- oder Zahnausreißer-Szene getreten. In Steyr hat sich jedenfalls etwas derartiges erhalten. Da aber auch bei den weniger zweifelhaften Teilen andere Szenen und Texte dabei sind, dürfte Rottweil kaum von Steyr hergeleitet sein. Letzten Endes werden beide Spiele weiter zurückreichen.

Nun ist das Steyrer Spiel durch eine Beschreibung, die zwar erst aus dem Jahre 1881 stammt, aber auf Erinnerungen aus der Kinderzeit des betreffenden Verfassers beruht, bis in die Zeit um 1840 zurück gesichert. Folglich kann allem nach auch das Rottweiler in seinem Kern zum mindesten so weit zurückreichen. Daß beide aber wesentlich älter sein dürften, ergibt sich aus folgendem: In der schwäbischen und in der steiermärkischen Krippe sind die beweglichen Figuren,





Aufriß des Steyrer Krippels

also der Holzhacker, der Küfer und so weiter, in der Hauptsache aus dem 19. Jahrhundert. Aber das braucht nicht zu bedeuten, daß früher nicht auch schon solche mit eingebaut waren. Sie können im Lauf der Zeit schadhafte geworden und daraufhin erneuert worden sein. Paul von Stetten schreibt jedenfalls 1779 in seiner „Kunst-Gewerbe- und Handwerksgegeschichte der Stadt Augsburg“: „Zur dritten Art von Anrichtungen kann man die sogenannten lebendigen Krippen rechnen. Die meisten werden gezogen und mit Händen und Füßen regiert, doch ist wohl allzeit einiger Mechanismus dabey.“ In Steiermark gab es in Bruck a. d. Mur und im Kapuzinerkloster vor dem Paulustor in Graz sogar schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts mechanische Krippen. Dabei haben wir von der in Bruck eine alte Beschreibung: Da stiegen Hirten mit ihren Herden von der Alm zur Krippe herab und schritten am Christkind vorbei. In einer Schmiede wurde fleißig gehämmert, eine Mühle klapperte lustig mit ihrem großen Wasserrad, während der Müller von Zeit zu Zeit aus der Tür herauskam und nach dem Wetter sah. Am Waldrand zersägten zwei Männer mit einer großen Waldsäge einen Stamm, Holzknechte fällten einen Baum, ein Jäger kam mit Hunden aus dem Dickicht und ging zur Krippe. Aus dem Kamin eines Hauses schaute immer wieder ein Kaminfeger, während auf einem Gartenzaun ein Hahn

krähte. Im großen und ganzen waren es also schon damals fast die gleichen Figurengruppen, so daß wir auch in Rottweil und Steyr mit entsprechenden älteren, beweglichen Figuren rechnen dürfen.

Es liegt nun nahe, daß man diese bei jung und alt beliebten beweglichen Gruppen schließlich durch dazu gesprochene Worte noch mehr zu verlebendigen suchte, besonders dann, wenn sie nicht voll mechanisiert waren, wenn also nicht alle von einem Uhrwerk angetrieben wurden, sondern sowieso schon von einer hinter dem Krippenberg verborgenen Person in Bewegung gesetzt werden mußten. Dann war es aber auch kein allzu befremdendes Unterfangen mehr, wenn die gleiche Person die Vorführung der beweglichen Gruppen schließlich noch dadurch ausdehnte, daß sie dazwischen noch Szenen mit Figuren einschob, die sie zwar nicht in ihren Gelenken, aber wenigstens hin- und herbewegen konnte.

Daß schon in Krippen wie in der von Bruck Gruppen dabei waren, die vermutlich ohne die Beine zu heben in langem Zug mechanisch bewegt die Straßen entlang zogen, wird es nahegelegt haben, etwas Ähnliches dadurch zu bewerkstelligen, daß man Figuren an Stäben befestigte und sie so mangels solcher mechanischer Vorrichtungen einfach mit der Hand der Straße entlang gleiten ließ. Man konnte sie dann im Gegensatz zu den mechanisch Bewegten auch vor- und zurück-



gehen lassen. Und daraus mögen sich dann sogar noch lebhaftere Spielszenen heraus entwickelt haben. Daß seit dem 14. Jahrhundert außer mit lebenden Personen auch mit Marionetten Weihnachtsspiele aufgeführt wurden, zunächst am Altar, dann im Chor und schließlich seit dem 17. Jahrhundert nur noch in den Vorhallen der Kirchen und an Klosterpforten, daß im 18. Jahrhundert in Thüringen die Sternsinger mit Krippenkästen umherzogen, in denen sie mit Marionetten Weihnachtsszenen vorführten und daß ein ähnlicher Brauch auch für Polen bezeugt ist, kann dieser Weiterentwicklung der beweglichen Krippen zu Spielkrippen nur zugute gekommen sein. Daß sich diese Entwicklung tatsächlich schon im 18. Jahrhundert vollzogen haben wird, dürfte allem nach kaum zweifelhaft erscheinen.

Es bleibt also nur noch die Frage, warum diese derbe Schilderung des Handwerker- und Volkslebens überhaupt in die Krippen kam. Sie ist schon 1730 in einer Reisebeschreibung des Dominikanerpaters Lapat beantwortet worden. Er schildert dort eine römische Krippe und sagt dabei: „Es herrscht die Idee, daß in Bethlehem zur Zeit der Geburt des Herrn ein großer Jahrmarkt war“ (weil sich doch auf das Gebot des römischen Kaisers hin alle einschreiben lassen mußten, also viel Volk zusammenkam und bei solchen Gelegenheiten sich meistens auch Jahrmärkte entwickeln). „Eine große Bühne wird also aufgerichtet und auf diese stellt man Häuser aus Pappdeckeln, Buden von Krämern, Handwerkern und Wirten, Züge von Kaufleuten, Tiere jeder Gattung, die man zum Markt bringt, einen Buchhändler mit Neuigkeitskrämern, Prozessionen, Begräbnisse, Ehepaare, Bauern, die tanzen, Hirten mit Dudelsack, Spitzbuben, Schulbuben. Kurz, was man in der Stadt und auf dem Land sehen kann, ist auf diesem kleinen Raum versammelt.“ Für den Realismus der römischen, vor allem der neapolitanischen und überhaupt der süditalienischen Krippen des 18. Jahrhunderts war diese Idee sicher ausschlaggebend.

Aber war sie es auch schon für unsere alten deutschen „lebenden“ Krippen? Spamer hat in seiner Untersuchung: „Weihnachten in alter und neuer Zeit“ darauf aufmerksam gemacht, daß im Erzgebirge an Weihnachten künstliche Heimatlandschaften aufgebaut wurden, in die keine Krippen mit einbezogen waren,

die aber alle Gruben mit Bergleuten zeigten, die bestimmte Bewegungen ausführten und Erze schürften. Nachdem in fast keiner deutschen mechanischen Krippe der Bergmann fehlt – auch in unseren Spielkrippen ist er mit dabei – könnten sich die anderen beweglichen Handwerkergruppen dann auch von diesem Kern her ausgebildet haben. Daß das kleinstädtische Sittenbild in der Rottweiler Krippe sich so ohne jede Verbindung zum Krippengedanken selber abspielt, scheint zunächst sogar für eine Entwicklung aus einem solchen krippenlosen Berg zu sprechen. Aber erstens wird das mit Rottweil doch aufs engste verwandte Spiel in Steyr mit der Verkündung an die Hirten und ihrem Gang zur Krippe eingeleitet und vom Aufzug der Könige unterbrochen. Und zweitens werden in Steyr sowohl wie in den älteren deutschen mechanischen Krippen einzelne Berufsgruppen und Bilder am Christkind huldigend vorbeigeleitet. Das erinnert übrigens an die vorher erwähnten polnischen Marionettenkrippen, in denen Vertreter der einzelnen polnischen Landsmannschaften in ihren bunten Trachten am Stall vorbeizogen. Schließlich ist drittens noch zu erwägen, ob die krippenlosen Heimatlandschaften des Erzgebirges nicht überhaupt von den Landschaftskrippen abgeleitet sind. Sie könnten den Stall mit der Weihnachtsszene nur deswegen verloren haben, weil die protestantische Bevölkerung dort zwar derartige Darstellungen des Weihnachtsgeschehens abgelehnt, aber den Aufbau der Landschaften übernommen und selbständig weiterentwickelt hat. Daß man solche Berge dort gerade an Weihnachten errichtet hat, ist jedenfalls auffällig.

Zur Erklärung der ausführlichen Schilderungen des kleinbürgerlichen und handwerklichen Milieus in den Krippen wird man übrigens nicht vergessen dürfen, daß es gerade auch in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert überhaupt beliebt war, den Alltag in Puppenhäusern bis ins kleinste nachzubilden. In Arnstadt hat zwischen 1700 und 1750 eine Fürstin das Leben und Treiben der Bauern, Handwerker, Bürger und Fürsten in ihrer kleinen Residenz in 84 Puppenstuben bis ins letzte Detail genau dargestellt.

Jedenfalls hat sich in der Rottweiler Krippe ein höchst eigenartiges Stück volkstümlicher Tradition erhalten, in der vieles zusammengefloßen ist. Das macht die Krippe aber gerade so interessant.



# Schwäbische Plastik in ausländischen Sammlungen

Von Gertrud Otto

Die hier zusammengestellten Einzelbildwerke schwäbischer Plastik sind Zufallsfunde von einer Reise. Da sie von hoher Qualität und – soweit ich sehe – der deutschen Kunstgeschichte noch nicht bekannt sind, sollen sie hier veröffentlicht werden.

Das Victoria and Albert Museum in London bewahrt unter seinen italienischen Skulpturen die nur 15,8 cm hohe Statuette einer sitzenden alten Frau (Abb. 1), die vollplastisch aus Birnenholz gearbeitet ist. Auf einer mit Renaissanceornamenten verzierten Bank sitzt die völlig nackte Alte ruhig und frontal, die Arme unter der Brust gekreuzt, den Kopf ein wenig geneigt, mit dem Ausdruck einer stillen Ergebenheit im Gesicht. Das Werkchen besticht durch die Feinheit der Arbeit, die subtile Oberflächenbehandlung, die Licht und Schatten in dem dunklen Holz genau in Rechnung stellt, und durch die menschliche Haltung bei diesem an sich wenig ansprechenden Vorwurf.

Es scheint mir zweifellos, daß wir hier eine Schöpfung Gregor Erharts aus seiner Augsburger Zeit vor uns haben. Der Kopftypus der alten Frau trägt unverkennbar die Züge, die auch jungen Frauengestalten des Meisters eigen sind. Von der frühen Madonna in Weißenau und derjenigen des Hochaltars in Blaubeuren bis zur Schutzmantelmadonna in Frauenstein und zum Spätwerk der hl. Maria Magdalena (der „Belle Allemande“) im Louvre ist dieses Oval des Kopfes mit schmaler Nase, breiter Stirn und sehr hohem Haaransatz zu beobachten, das auch das Londoner Figürchen kennzeichnet. Die inhaltliche Darstellung war für Gregor Erhart nicht die erste dieser Art. In der Dreiergruppe der „Vanitas“ im Kunsthistorischen Museum in Wien hat er auf früherer Stufe das Thema der Vergänglichkeit menschlicher Kraft und Schönheit schon einmal gestaltet, damals in der Gegenüberstellung von Jugend und Alter<sup>1</sup>. Während er aber in diesem früheren Werk die Zeichen des Verfalls in aller Kraßheit und mit der Unbarmherzigkeit des jungen Menschen aufzeigte, ja den Naturalismus nahezu in die Karikatur hexenhafter Züge übersteigerte, mildert der reife Meister die Darstellung. Ohne zu beschönigen, weist er die Alterserscheinungen eines schlaffen, runzeligen Körpers auf, arbeitet er Sehnen und Adern an den hageren Armen und Beinen heraus. Aber er verlegt jetzt den Schwerpunkt des Ausdrucks in die Züge der Alten, die in ihrer stillen Resignation

Mitleid und nicht Abscheu erregt. Das Schicksal des einzelnen ist hier viel tiefer erfaßt als in der krassen Alten der Wiener Vanitas.

Es gibt eine Reihe thematisch gleicher Figürchen, die Planiscig<sup>2</sup> zusammengestellt und deren paduanischen Ursprung er nachgewiesen hat. Alle sind in gleicher Stellung wiedergegeben. Zwei Bronzestatuetten sind in Budapest und Paris erhalten, eine weitere Holzstatuette, wie die in London als deutsche Arbeit zu erkennen, besitzt die Sammlung Gerngroß in Wien. Planiscig deutet all diese Statuetten als „Hexen“. Wie wenig diese Bezeichnung das Wesen der Londoner Statuette trifft, wie sehr vielmehr auf die Vergänglichkeit des Irdischen, also eine „Vanitas“ angespielt ist, macht der Ausdruck der alten Frau deutlich. Daß auch keine Maria Ägyptiaca oder Maria Magdalena gemeint sein kann, wie Planiscig erwägt, geht aus der ganz andern Lösung hervor, die Gregor Erhart für diesen Vorwurf in der Figur im Louvre gefunden hat, die er nicht büßend, sondern in strahlender Schönheit und Jugend wiedergibt.

Mit der Statuette in London, die um 1515 anzusetzen sein dürfte, wird das Lebenswerk Gregor Erharts um ein kleines aber wertvolles Werk bereichert. Es dokumentiert gleichzeitig die nahe Beziehung, die der Meister zur paduanischen Kunst unterhalten hat. Der Austausch zwischen Italien und Augsburg wird hier in einem Fall deutlich faßbar.

Die Londoner Statuette der alten Frau war 1865 aus der Sammlung Pourtalès in St. Petersburg als deutsche Arbeit erworben worden. Ihre ursprüngliche Herkunft ist unbekannt<sup>3</sup>. Sie scheint weit gewandert zu sein, das mag man aus dem Umstand entnehmen, daß sie auf der Unterseite einen wohl anlässlich einer Renovierung angebrachten Zettel trägt, der in Schriftzügen des 19. Jahrhunderts die Worte „Asiento de la Vieja“ (Sitz der Alten) aufweist. Die spanische Bezeichnung ist bei dem Wort Vieja in phonetischer Schreibweise mit einem kyrillischen X wiedergegeben. Gregor Erhart, „des Kaisers Bildhauer“, hat von Maximilian I. wiederholt Aufträge erhalten. Daß er nicht nur für kirchliche Zwecke, sondern auch für Sammlungen von Kunstkennern tätig war, ist durch die Vanitas-Gruppe in Wien bezeugt. Wenn das Londoner Figürchen ursprünglich auch in Habsburger Besitz gewesen sein sollte, wäre seine spätere Verbringung nach Spanien leicht erklärlich.





Abb. 1. Sitzende alte Frau, London, Victoria and Albert Museum

Ein Kleinwerk wie die Londoner Statuette ist auch die reizende Sitzmadonna (Abb. 2) im Museum Mayer van den Bergh in Antwerpen. Sie hat nur eine Höhe von 22,3 cm, ist aus Nußbaumholz in Hochrelief gearbeitet und war ursprünglich ganz vergoldet. Heute ist diese Fassung nur noch teilweise erhalten. Die Herkunft des Figürchens ist unbekannt<sup>4</sup>. Nach dem Katalog gilt es als flämische Arbeit.

Die jungmädchenhafte Maria sitzt auf einer gepolsterten Bank und neigt sich dem Kinde zu, das auf ihrem Schoß nach einer Traube greift, die ihm die Mutter mit der Rechten entgegenhält. Die bewegte Gewandung betont die Waagerechte und läßt aus einem Strudel kreisender Falten nur die (in der Photographie überbetonten) Knie und die nackten Füße hervortreten.

Wer Arbeiten von Daniel Mauch kennt, wird in dieser kleinen Madonna sofort ein Werk seiner Hand vermuten. Das feine geneigte Köpfchen ist in seiner physionomischen Eigenart wie dem Zauber gefühlbetonter Stimmung eng verwandt mit der Madonna des Hochaltars in Geislingen<sup>5</sup> oder der Maria Salomä des Sippenflügels in Sonthofen<sup>6</sup>. Das muntere Kind ist eine Wiederholung sowohl des Geislinger Knäbleins wie auch des Jesuskinds vom 10 Jahre früher entstandenen signierten Mauchaltar aus Bieselbach von 1510. Am meisten aber gemahnt das Madonnenfigürchen von Antwerpen an ein signiertes Werk Daniel Mauchs, das sich ebenfalls in Belgien findet: die schöne Madonna von Dahlem<sup>7</sup>, einem Dorf in der Nähe von Lüttich. Mit ihr hat die kleine Sitzmadonna nicht nur die allgemeinen Stilmerkmale gemeinsam, ihr steht sie auch zeitlich am nächsten. Die lyrische Grundstimmung Mauchscher Gestalten ist in diesen beiden Madonnen zu einer seltenen Holdseligkeit gesteigert und findet in der formalen Reife ihre Entsprechung. Beide Figuren werden auch von dem gleichen renaissancehaften Faltenstil bestimmt, der den Parallelfaltenstil weiterbildet und hier in konzentrischen Kurven die Gieder umspielt. Selbst die besondere Form der Haare, bei denen langfallende Strähnen immer wieder durch stark gelockte, plastisch hervorgehobene Querlagen unterbrochen werden, ist identisch. Eine gewisse Einwirkung von niederländischem Manierismus ist unverkennbar.

Wie die Madonna von Dalhem wird auch die kleinere in Antwerpen für die Privatandacht eines einzelnen geschaffen worden sein. Auch sie um 1535.

Aber das Museum Mayer van den Bergh besitzt noch weitere Arbeiten Daniel Mauchs. Zwei 0,95 m hohe, ungefaßte Relieftafeln (Abb. 3 und 4) in Nußbaumholz, ein Martyrium der hl. Katharina und ihre Erhebung auf den Berg Sinai, aus Spanien stammend und 1900 in Paris erworben, „deutsche Arbeiten“ laut Katalog, tragen den unverwechselbaren Stil Daniel Mauchs. Auf der ersten Tafel ist das Martyrium der Heiligen dargestellt. Rechts sieht man das Marterrad, das durch die Einwirkung des Himmels zerbricht und im Bersten eine Anzahl Zuschauer erschlägt. Links kniet die betende Katharina in Erwartung ihrer





Abb. 2. Sitzende Madonna, Antwerpen, Museum Mayer van den Bergh

Enthauptung, zu der eben der Scherge in der Mitte das Schwert aus der Scheide zieht, während drei Männer im Hintergrund als Aufsichtspersonen der Szene beiwohnen. – Auf der andern Tafel tragen sechs Engel den Leichnam der Heiligen auf den Berg Sinai, wo er bestattet wurde. Beide Darstellungen sind mit großer Anschaulichkeit gegeben, Schreck, Bestürzung und Nachdenklichkeit sprechen aus den Zügen der Beiwohner des Martyriums, begeisterte Hingabe aus der Heiligen, freudiger Eifer aus den Zügen der Engel. Die stilistische Verwandtschaft dieser Tafeln mit andern Arbeiten Daniel Mauchs ist so eng, daß sich ein näherer Nachweis von Übereinstimmungen erübrigen könnte. Am nächsten vielleicht kommt den Tafeln in Antwerpen eine andere vielfigurige Relief-

darstellung, die Krönung Mariens vom Altar aus Maggmannshofen im Allgäu, die unter der Assistenz vieler Heiliger vor sich geht. Das schöne Bildwerk wurde durch A. Schädler<sup>8</sup> für Daniel Mauch gesichert. Es steht heute in einer Privatkannele in Kempten. Von den weiblichen Heiligen dieses Altars gleichen mehrere, besonders auch die hl. Katharina, der heiligen Märtyrerin in Antwerpen. Ebenso wiederholen Männer-typen aus den Getroffenen der Radszene einzelne Heilige wie den Stephanus von Maggmannshofen. Die drei Zuschauer der Enthauptung sind bekannte Mauchgestalten, die auch auf Sippendarstellungen wie der im Münchner Nationalmuseum<sup>9</sup> auftreten. Von den Engeln, die Maria auf den Berg Sinai tragen, erkennt man in dem mittleren im Hintergrund den





Abb. 3. Martyrium der hl. Katharina, Relief, Antwerpen, Museum Mayer van den Bergh

jugendlichen Johannes Ev. des Maggmannshofer Reliefs wieder. Besonders fällt der strahlende Engel auf, der sich im Vordergrund aus der Gewandung der Heiligen herausschält. Er stimmt nach Geste, nach Ausdruck und Gesichtszügen mit dem Putto überein, der rechts zu Füßen der Madonna von Geislingen hervorstürmt. Das gleiche Motiv ist ein drittes Mal abgewandelt in dem linken Putto der Madonna zu Dalhem. Dieser spätesten Figur des Meisters kommt auch

die Katharina der Emporhebung physiognomisch bereits nahe. Im Faltenstil sind die beiden Reliefs in Antwerpen in ihrer bewegten Linienführung und den typischen Zangenbildungen noch ganz wie die späteren Werke Mauchs auf schwäbischem Boden gearbeitet. Nach Material und Herkunft dürften sie aber viel eher in Belgien entstanden sein. Daraus ergäbe sich für die Katharinentafeln ein zeitlicher Ansatz bald nach 1530.





Abb. 4. Erhebung der hl. Katharina, Relief, Antwerpen, Museum Mayer van den Bergh

Die drei Werke Mauchs im Museum Mayer van den Bergh bringen in die späten Schaffensjahre des Meisters etwas mehr Licht. Aus den Urkunden<sup>10</sup> weiß man, daß Daniel Mauch 1529 Ulm verlassen hat, um „seiner narung nachzufaren“. Die fortschreitende Reformation machte diesen Schritt wohl nötig, zumal Mauch dem alten Glauben treu geblieben war. Zunächst ging er ohne seine Frau, die offenbar ein schwieriger Charakter war, denn der Rat muß sie

wegen Ungehorsams vermahnen und ihren Mann auffordern, „sich alher zu seiner hawsfrowen ze tun oder sie aber zu ime zu nemen“. Mauch entscheidet sich für das letztere und erhält vom Rat einen zunächst fünfjährigen Urlaub. Der Sohn klagt im Mai 1529 in einem Brief aus Erfurt, daß er jetzt „vavis parentibus orphanus“ sei. Dieser 1504 in Ulm geborene Sohn des Bildhauers, Dr. Daniel Mauch<sup>11</sup>, der an 22 Universitäten immatrikuliert war und in Diensten einfluß-



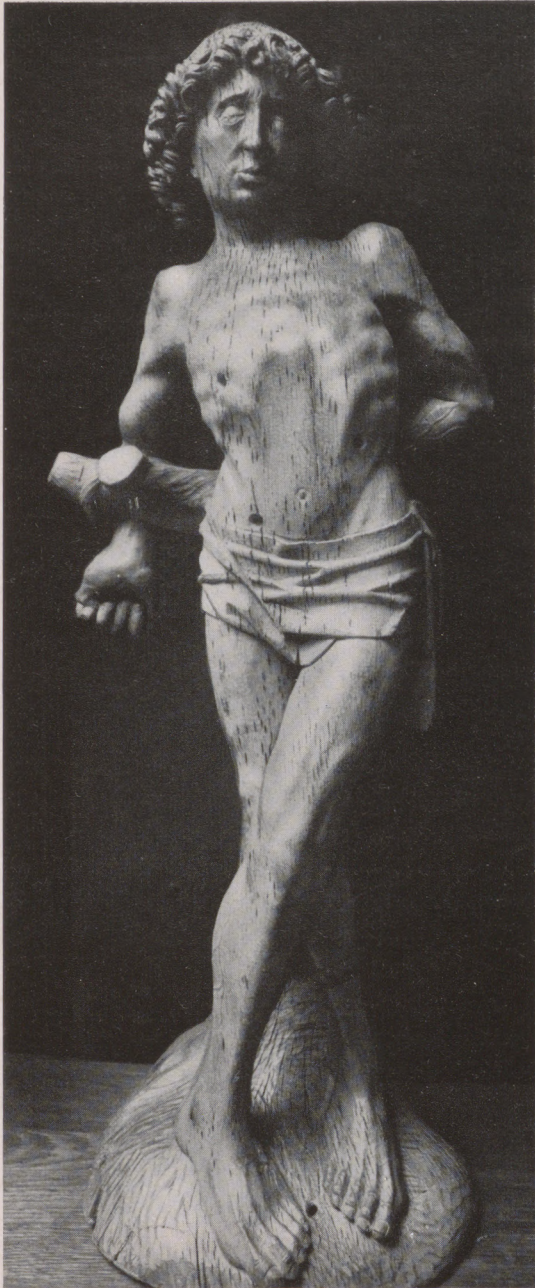


Abb. 5. Hl. Sebastian, Gent, Museum voor Schone Kunsten

reicher Persönlichkeiten weit in der Welt herumkam, hielt sich als Sekretär Georgs von Österreich, des Fürstbischofs von Brixen, wiederholt und für längere Zeit in den Niederlanden auf. Er mag den Vater veranlaßt haben, sich dort niederzulassen. In Lüttich dürfte der alte Mauch seine Werkstatt errichtet haben.

Die Madonna in Dalhem ist für den Humanisten Berselius geschaffen, der Mönch in St. Laurent in Lüttich war, und in der Abtei von St. Jacques in Lüttich liegt Mauch mit seiner Frau begraben. Wie die von seinem Sohn verfaßte lateinische Epitaphinschrift besagt, ist Daniel Mauch am 16. November 1540 gestorben, nachdem ihm seine Frau am 14. Juli des gleichen Jahres vorangegangen war. Aus der Inschrift erfahren wir auch, daß der Bildhauer 1477 geboren wurde, seine Frau, Rosa Stockerin, 1483<sup>12</sup>.

Zwischen Mauchs Ankunft in Belgien um 1530 und dem Tod des Berselius 1535 muß die Madonna in Dalhem entstanden sein, im gleichen Zeitraum, vermutlich vor der Berseliusfigur, die kleine Muttergottes in Antwerpen, die nun als weiteres Werk die Tätigkeit und nicht nur den Aufenthalt des Bildhauers in den Niederlanden bezeugt. Auch die beiden Katharinenreliefs werden, obwohl aus Spanien stammend, in Lüttich gearbeitet sein. Beziehungen des Sohnes Mauch zu Valencia, wo Georg von Österreich 1539 bis 1544 Fürstbischof war, bis er die Erzdiözese Lüttich übernahm, könnten einen Kauf vermittelt haben. Da Daniel Mauch 10 Jahre lang in Belgien lebte, bis er mit 63 Jahren starb, dürfte noch manches Werk seiner Hand zutage kommen, wenn man in belgischen Kirchen systematische Umschau hielte.

Zum Schluß sei noch ein hl. Sebastian (Abb. 5) bekanntgemacht, der im Museum voor Schone Kunsten in Gent steht, ein schönes Werk aus Eichenholz, ungefaßt, 1,25 m hoch. Es wurde 1903 in Amsterdam erworben und gilt als ein Werk der Schule von Cleve<sup>13</sup>. Der Heilige steht mit gekreuzten Beinen vor dem Stamm, an den er mit beiden Armen gebunden ist. Die Hände verkrampfen sich, der Brustkorb ist vorgewölbt, jeder Muskel ist gespannt. Leidvoll aber gefaßt sind die Züge des Heiligen.

Man kennt diese Züge aus der Ulmer Kunst. Der unbekannte Bildhauer, der 1469 die Skulpturen vom Altar zu Tiefenbronn<sup>14</sup> und vorher die meisten Holzfiguren am Sakramentshaus im Ulmer Münster geschaffen hat, bringt solche Gestalten mit kompakter Haartolle, mit der langgezogenen Nase, von der zwei Falten zum Mund herunterlaufen und mit den ernsten Augen, die in tiefe, etwas schräg stehende Winkel eingebettet sind. Besonders der Johannes Ev. des Tiefenbronner Altars ist mit dem Sebastian in Gent eng verwandt. Für die Behandlung des nackten Körpers darf man auf den toten Christus der Kreuzabnahme des gleichen Altars hinweisen. Unser Sebastian ist später, erst in den 80er Jahren entstanden und noch eindringlicher charakterisiert. Die Stilrichtung, die durch den Meister des Tiefenbronner Altars seit den



späten 60er Jahren in der Nachfolge Hans Multschers eingeleitet worden war, ist in der Ulmer Kunst bis in die 90er Jahre nachweisbar. Unter diesen Werken darf der hl. Sebastian in Gent als eine besonders markante, eigenhändige Schöpfung des Meisters angesehen werden.

- <sup>1</sup> Abb. bei G. Otto, Gregor Erhart, Berlin 1943, Abb. 54. – <sup>2</sup> L. Planiscig, Andrea Riccio, Wien 1927, S. 90 ff. – <sup>3</sup> Für gütige Mitteilungen bin ich Mr. Pope-Hennessy vom Victoria and Albert Museum zu Dank verpflichtet. – <sup>4</sup> Nähere Angaben über die drei Bildwerke verdanke ich Mr. de Coe vom Museum Mayer van den Bergh. – <sup>5</sup> Abb. bei Otto, Die Ulmer Plastik der Spätgotik, Reutlingen 1927, Abb. 367. – <sup>6</sup> Otto, Pantheon VI, 1930, Abb. S. 561. <sup>7</sup> Abb. neuerdings bei Feulner-Müller, Geschichte der

deutschen Plastik, München 1953, Abb. 260, und bei Baum, Kraft und Innigkeit, Leinfelden 1953, Abb. 48. Die von Borchgrave d'Altena, Revue d'Art 1925 bekannt gemachte Madonna von Dalhem ist von der belgischen Kunstgeschichtsforschung wiederholt behandelt worden (Zitate in Pantheon V, 1930, S. 294). In die deutsche Fachliteratur wurde sie durch Wilm, Pantheon V, 1930, S. 167 ff. eingeführt. – <sup>8</sup> A. Schädler, Das Schöne Allgäu 1950, S. 72 ff. – <sup>9</sup> Abb. bei Otto, Ulmer Plastik, Abb. 371. – <sup>10</sup> Vgl. Rott, Quellen und Forschungen zur Süddeutschen und Schweizer Kunstgeschichte, Altschwaben, Stuttgart 1934, S. 61 ff. – <sup>11</sup> Vgl. Nägele, Aus dem Leben eines schwäbischen fahrenden Scholaren, Römische Quartalschrift 25, 1911, S. 4 ff. – <sup>12</sup> Die Angabe verdanke ich Mr. J. Brassinne in Lüttich nach seinen Aufsätzen in der Chronique Archéologique du Pays de Liège 1926 und 1927. – <sup>13</sup> Nach gütiger Mitteilung von Mr. Eeckhout vom Museum Voor Schone Kunsten in Gent. – <sup>14</sup> Abb. bei Baum, Die Ulmer Plastik um 1500, Stuttgart 1911, Taf. 5.

## Das Hausgerüst im unteren Neckartal

Von Heinrich Winter

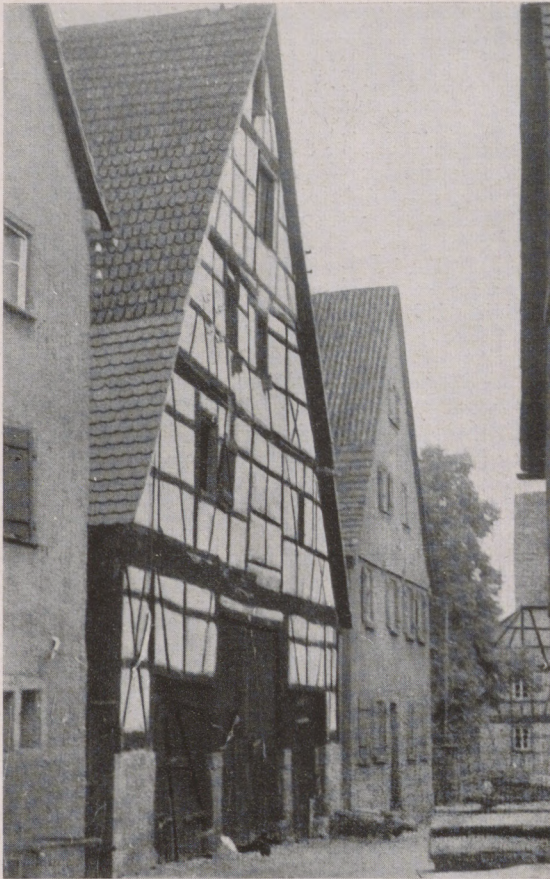
Die Bürgerhäuser in unseren Altstädten am unteren Neckar vermochten länger ihr altes, charakteristisches, oft „schwäbisch“ genanntes Fachwerkgefüge zu bewahren, als dies bei den Bauernhäusern in den ungeschützten Dörfern der Fall sein konnte. Wandert man den Neckar abwärts und beobachtet dabei die alten Fachwerkbauten, dann spürt man ein allmählich fortschreitendes, im einzelnen kaum greifbares, in der Endwirkung aber ganz deutliches Anderswerden im Wand- und Gerüstgefüge. Es ist nicht leicht, dem baulichen Laien diesen Vorgang zu schildern wegen der dabei unvermeidbaren Verwendung von Fachausdrücken. Doch wird jeder Leser, der sich um das Verständnis bemüht, die bau- und kulturgeschichtlich interessanten Vorgänge begreifen, und unsere schönen und reichen Fachwerkstädte werden für ihn außerordentlich an Reiz gewinnen. Als Erstes und Wichtigstes müssen wir uns einen festen Grund schaffen, von dem aus wir die Bauten erfassen und werten können. Ihn vermag am besten das wohl älteste Fachwerkhaus dieses Raumes, die Jugendherberge in Bad Wimpfen, zu liefern.

### *Die Jugendherberge in Bad Wimpfen*

Von der Straße aus ist ihr Fachwerkgefüge nicht zu erkennen, daher ist die Existenz dieses wichtigen Gebäudes so lange verborgen geblieben. Der Straßengiebel ist in Massivbau ersetzt und die sichtbare

Traufe ist verputzt. Erst wenn man auf dem hinteren Altan, dem Gemeinschaftsraum der Jugend, sitzt, wenn man sich an dem Blick satt getrunken hat, der durch die wundervollen Arkaden der alten Kaiserpfalz weit hinaus und hinab über den Neckar und das Hohenlohische Land gleitet und sich dem Haus und seinem hinteren Giebel zuwendet, erst dann erkennt man das altertümliche Fachwerkgefüge. Sind erst einmal unsere Augen hierfür geöffnet, dann schauen sie auch die innere, noch fast vollkommen erhaltene und sichtbare Gerüstkonstruktion, da die Innenwände nicht verputzt und tapeziert sind. Das Auffällige am Bau, äußerlich und innerlich gesehen, ist das Durchlaufen aller senkrechten Ständer durch beide Vollgeschosse. Man kann daher nicht von einem Stockwerksbau, nur von einem Geschoszbau sprechen. Ursprünglich besaß der zweigeschossige Baukörper zwölf durch beide Geschosse durchlaufende Außen- und vier Innenständer. Von den zwölf Außenständern sind nur noch fünf erhalten und sichtbar, alle am hinteren, der heutigen Straße abgekehrten Giebel. Die vier Innenständer stehen noch unversehrt und sind im Treppenhaus deutlich erkennbar. Grundrißlich war und ist das Haus längs aufgeschlossen, das heißt, der Eingang liegt in der Mitte der Giebelseite und die Längsdiele zieht parallel zum First mitten durch das Haus. Wenn dieses innerlich sicher auch mehrfach umgebaut worden ist, so kann einiges doch





Scheuergebäude und Jugendherberge in Bad Wimpfen

mit ziemlicher Gewißheit ausgesagt werden: Links (westlich) der Längsdiele war früher eine ebenfalls längs laufende Tenne; heute ist daraus ein Schlafsaal geworden. Rechts (östlich) der Diele, wenigstens für das Obergeschoß gesichert, sind Küche und Stube. Als Ganzes gesehen haben wir hier einen Wohnspeicher, einen alten Wohnstadel, wie er im Raum um Ansbach und Nürnberg, auch in den Alteilen von Dinkelsbühl und Nördlingen, verhältnismäßig zahlreich heute noch nachweisbar ist. Das Überraschende und Unbekannte aber ist, daß solche Stadelbauten einst bis in den Raum von Wimpfen verbreitet waren, ja, wie später noch bewiesen werden wird, als der alte Typ hier angesehen werden können. Deshalb soll das an der Wimpfener Jugendherberge angewandte Konstruktionsprinzip etwas genauer geschildert werden:

1. Nur der zweigeschossige Unterbau bildet eine konstruktive Einheit. Das Dach ist dem Unterbau aufgesetzt, ohne sich mit ihm zu verbinden.

2. Senkrechte, durch beide Geschosse hindurchlaufende Holzständer besitzt das Haus nur, wo die Gerüstkonstruktion dies erfordert, also an den Hausecken, an der Einbindung und Kreuzung der Innenwände. Zwischenpfosten, die nur innerhalb eines Geschosses von dessen Schwelle bis zu dessem Rähm laufen, gibt es nicht! – Ausnahme bilden die beiden Zwischenpfosten unmittelbar neben dem heutigen Hauseingang beiderseits in den Dielenwänden. Ihr Vorhandensein kann vielleicht mit der ungewöhnlich großen Spannweite zwischen den Ständern an dieser Stelle erklärt werden.

3. Dementsprechend laufen in den Außenwänden alle Fensterpfosten nicht von der Geschoßschwelle aus hoch, sondern setzen sich erst auf die Brustriegel auf. Deshalb ist die Lage der Fenster weitgehend vom Gerüst unabhängig.

4. Die durch beide Geschosse durchlaufenden inneren und äußeren Ständer haben nur in der Kopfzone Sicherungen durch einfache oder auch gedoppelte Kopfbänder, die geblattet sind. Fußbänder sind am eigentlichen Hauskörper nicht vorhanden. Sie treten erst im Verband des Dachgiebels auf.

5. Während bei den Altbauten nördlich des Neckar, wenn es sich noch um Ständerbauten handelt, alle senkrechten und waagrechten Hölzer in ganzer Länge über den Bau reichen und an den Kreuzungs- und Endstellen gegenseitig überblattet sind, sind an der Wimpfener Jugendherberge die waagrechten Riegelhölzer in die senkrechten Ständer nur gezapft. Sie reichen also nicht von Eckständer zu Eckständer. Sie werden nicht zur Querverspannung des ganzen Gerüsts herangezogen, sondern haben nur die Aufgabe, die Ständerabstände zu wahren. Alle Festigkeit und Unverschieblichkeit konzentriert sich an das obere Ende der Ständer dank der zahlreichen, eingeblatteten, nicht verzapften Kopfbänder.

Fassen wir das Typische des altwimpfener Hausgefüges zusammen! Die Ständer sind Einzelwesen. Ihren Halt bekommen sie durch die Kopfbänder. Deutlich ist die alte Absicht: eine Halle zu schaffen aus freistehenden Holzsäulen, die oben einen unbedingt sicheren, unverschieblichen Rahmen tragen, auf den das Dach nur aufgesetzt ist. Der Hauskörper kann sowohl von der Giebel- wie der Traufenseite aufgeschlossen werden. Längsaufschluß aber wird bevorzugt. Daß dieses an der heutigen Jugendherberge in Bad Wimpfen erkannte Hausgerüst einst der Typ des Raumes war, zeigt sein Weiterleben trotz des Aufkommens und Eindringens anderer Haus- und Konstruktionsgefüge.



### *Altes Scheuergebäude in Bad Wimpfen*

Unmittelbar neben der Jugendherberge steht in Wimpfen ein mächtiges Scheuergebäude. Wie mancher mag wohl schon staunend vor ihm gestanden haben, weil er glaubte, ein niederdeutsches Hallenhausgefüge vor sich zu haben. In Wirklichkeit lebt in ihm noch klar erkennbar das Hausgerüst der Jugendherberge weiter, nur ist es in der Längsachse um je zwei Ständer in jeder Reihe vermehrt. Die Scheune lehnt sich mit ihrem rückwärtigen Giebel an die alte Mauer der Kaiserpfalz an, ohne diese als Auflager zu benützen. Die etwa zweigeschoßhohe Halle wird aus vier Reihen von je sechs Ständern gebildet. Darüber ist ein mächtiges Dach in vier Stockwerken errichtet.

### *Wohnstadel in der Entengasse in Wimpfen*

Das gleiche Gerüstgefüge zeigt ein dreistockwerkhoher Wohnstadel in der unteren Entengasse in Wimpfen. Hätten wir nicht die beiden soeben besprochenen, konstruktiv älteren und klareren Beispiele, so würde es schwer fallen, aus dem Außenwand- und Innengerüstgefüge den Typ herauszuschälen. Am klarsten ist das Gebäude noch im Grundriß seines erdgleichen unteren Stockwerkes. – Von Geschossen ist hier keine Rede mehr, da kein senkrecht Holz über ein Stockwerk hinausschießt und zwei oder mehrere Stockwerke zu einer konstruktiven Einheit bindet. – Es ist der Grundriß der Jugendherberge, hier aus neun gleichgroßen Grundquadraten bestehend und somit aus einer inneren Vierung entwickelt. Zwar geben die beiden Stockwerke darüber diese quadratische Klarheit auf, bleiben aber dem System dennoch treu. Der Übergang zu einem kleineren Vierungsquadrat in den oberen Stockwerken kann daraus erklärt werden, daß hier der Mensch, im Erdgeschoß aber der Erntewagen Maßstab ist.

### *Das Wimpfener „Riesenhaus“ aus 1523*

Zu den mächtigsten Holzbauten Wimpfens zählt das „Riesenhaus“ in der Langgasse aus 1523. Der massive Unterstock des vielstöckigen hohen Giebelhauses nutzt beide Aufschlußmöglichkeiten eines Baues „aus der Vierung“ aus. Zwölf, wenn auch verschobene Quadrate bilden die Grundfläche der unteren dreischiffigen Halle. Das zugrunde liegende Maßverhältnis ist dem beladenen, bespannten Wagen entnommen. Das der Grundrißeinteilung der oberen Stockwerke untergelegte Vierungsquadrat hat den Menschen als Maßstab. Es ist in die vordere Haushälfte verlegt. Nur der



Wohnstadel in der Entengasse in Bad Wimpfen

rückwärtige Hausgiebel zeigt äußerlich noch dieses Bauen aus der Vierung. Der vordere (Straßen-)Giebel läßt dies heute nicht mehr vermuten. Der nach der Straße zugekehrte Hausteil zeigt die bei queraufgeschlossenem Grundriß übliche Wandbildung. Ob dies bei der Erbauung des Hauses schon so war, ist fraglich. Die durch Anbringung moderner, größerer Fenster verursachte Zerstörung des alten Wandgefüges erschwert eine zuverlässige Rekonstruktion des Altzustandes. Im heutigen Zustand zeigen die beiden Oberstockwerke deshalb Merkmale queraufgeschlossenen, also „hessischen“ Bauens. Ein Eindringen „hessischer“ Bauformen in den „schwäbischen“ Baukreis ist in allen Städten des unteren Neckartales in der Zeit nach 1500 in immer steigendem Maße zu erkennen.





Das Wimpfener „Riesenhaus“ in der Langgasse

#### *Das alte Spital in Mosbach*

Mosbach ist eine der schönsten Fachwerkstädte dieses Raumes. Beim ersten Blick glaubt man in einer rein „hessisch-fränkischen“ Baulandschaft zu sein. So wenigstens wirken die Bauten am Marktplatz auf den Beschauer, vor allem das sogenannte Palmsche Haus.

Folgen wir aber offenen Auges den Krümmungen der Hauptstraße, so spüren wir bald, daß hinter dem malerischen Fachwerkspiel der sie begleitenden Hausgiebel das „schwäbische“ Wand- und Gerüstgefüge hervorschaut. Am klarsten ist dies am alten Spital in Mosbach zu erkennen.

Das alte Spital in Mosbach aus 1521 zeigt klarer als alle anderen bisher besprochenen Bauten seine Herkunft aus dem „Haus der Vierung“. Der mächtige Hauskörper steht in Traufenstellung zur Straße. Hauseingänge befinden sich in der Mitte des Giebels und der Längsseite. Alle drei Stockwerke sind durch längs durch die Mitte laufende Flure erschlossen. Dem besonderen Gebäudezweck entsprechend mußten die Stockwerke in viele kleine zellenartige Räume aufgeteilt werden. Obwohl es sich hier um einen klaren Stockwerksbau handelt, sind bis auf das Fehlen der durch alle Geschosse durchlaufenden Ständer noch alle Kennzeichen eines Ständerbaues „aus der Vierung“ in der Art der Wimpfener Jugendherberge vorhanden. Die „Ur-Vierung“ liegt noch wirklich in der Mitte des Hauskörpers. An dieses Grundquadrat von 2,25 auf 2,40 Meter schließen sich nach beiden Giebeln je drei Quadrate an, so daß jedes Stockwerk 32ständig ist. Das „Ur-Quadrat in der Hausmitte, ganz in menschlichen Maßen“ gehalten, da eine Einfahrt für Wagen nicht in Frage kam, ermöglicht den Längs- und Queraufschluß. Dem entsprechen die Giebel- und Traufenfassaden. Erst der Dachraum gibt den Längsaufschluß auf. Dies verrät uns das Giebelfachwerk, das in allen Dachstockwerken Mittelsäulen zeigt. Eine Firstpfette ist nicht vorhanden. Weitere „schwäbische“ Baumerkmale am alten Spital in Mosbach sind: sichtbare Fußbodendielung in den Traufenfassaden beider Fachwerkoberstöcke; Fensterpfosten setzen sich auf den Brustriegeln auf; die Riegel sind zwar mit den Fußstreben (die durch den Stockwerkbau nötig geworden waren, während der alte Wimpfener Ständerbau ihrer nicht bedurfte und sie auch nicht besaß) verblattet, in die senkrechten Wandständer aber nur gezapft. In der Außenwand stehen nur konstruktiv nötige Pfosten (Ständer), in den Giebelwänden ist (wegen der größeren Abstände) je ein Zwischenpfosten in das sonst nur konstruktiv durchgestaltete Wandgefüge eingeschoben.

#### *Fachwerkbauten in Eberbach*

Eberbach am Neckar besitzt unter seinen Fachwerkhäusern zwei besonders lehrreiche Beispiele: das Haus „Im Hof“ und das Kraftsche Haus in der Kellereigasse 12.





Der Marktplatz in Mosbach mit dem Palmschen Haus

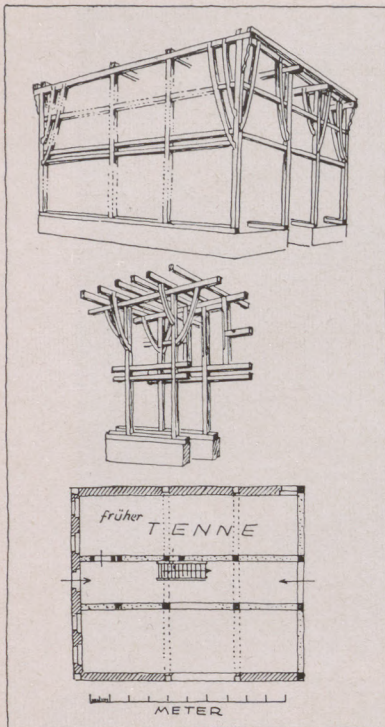


Das alte Spital in Mosbach



Das Kraftsche Haus in Eberbach



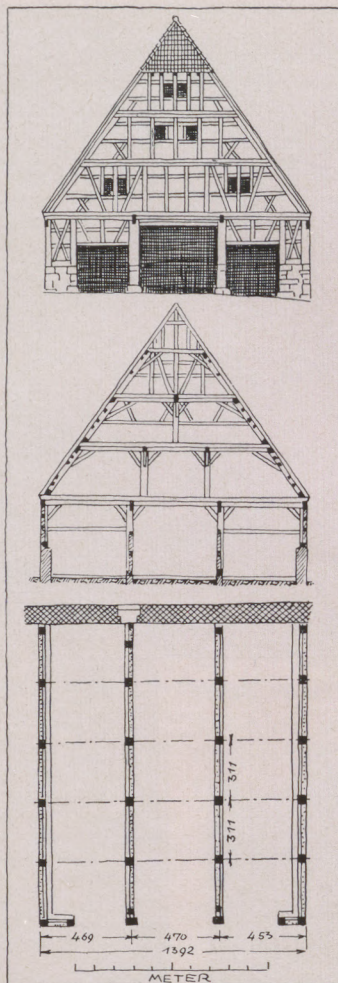


Gerüstgefüge der Jugendherberge in Wimpfen

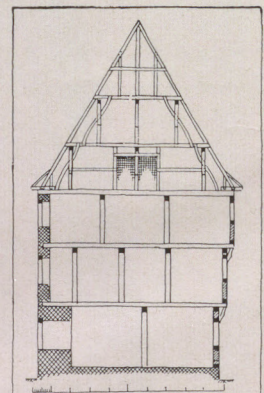
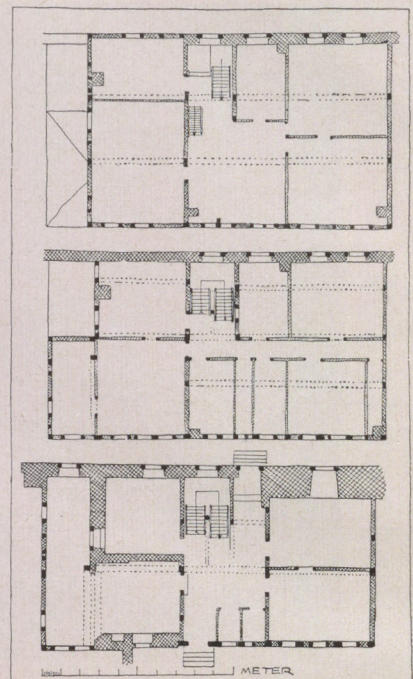
Oben: Außengerüst

Mitte: Innengerüst

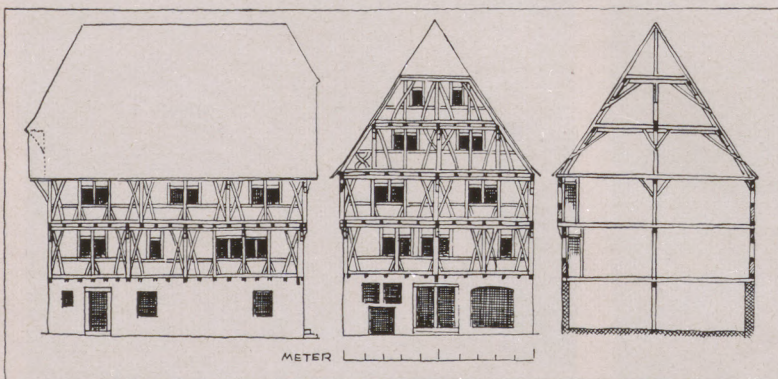
Unten: Grundriß



Bad Wimpfen, Scheuergebäude

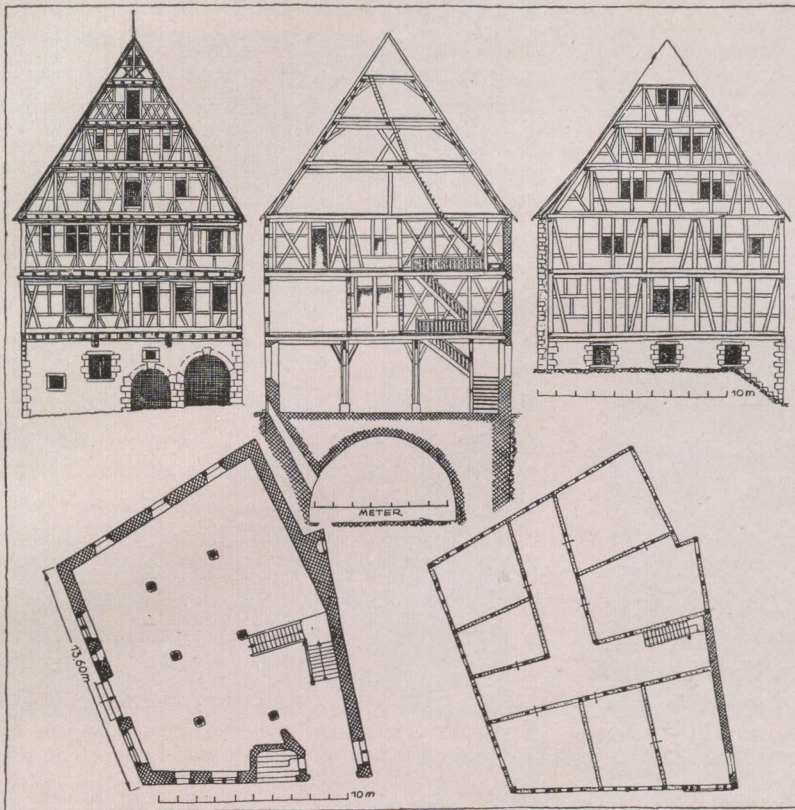


Haus „Im Hof“ in Eberbach. Von oben nach unten: Grundrisse zweiter Oberstock – erster Oberstock – Erdgeschoß – Querschnitt

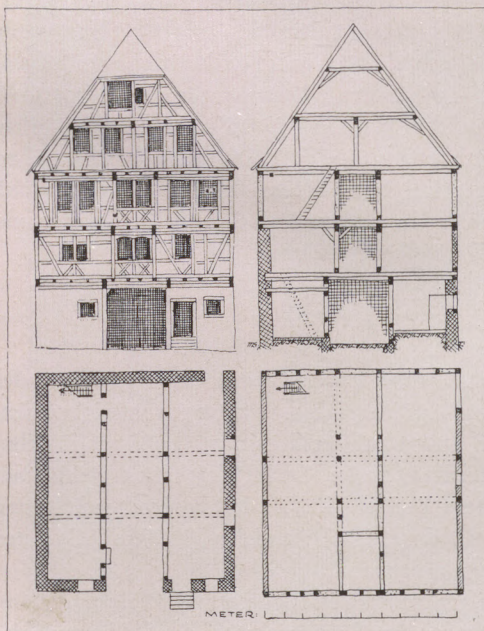
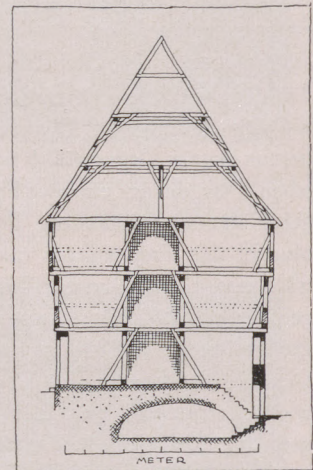
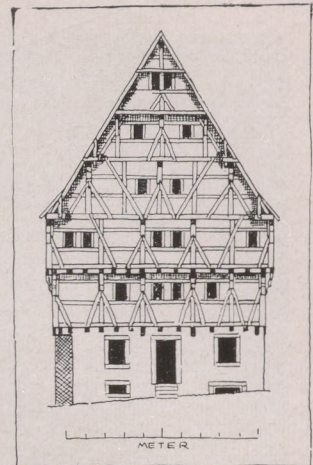


Das Kraftsche Haus in Eberbach

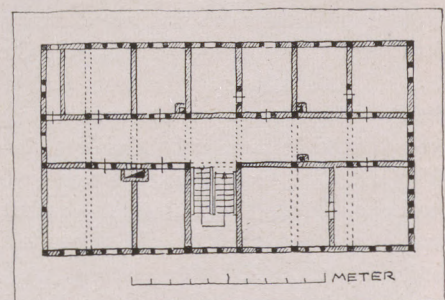




Das Wimpfener „Riesenhaus“. Obere Reihe von links nach rechts: Straßengiebel – Querschnitt – Rückseitiger Giebel. Untere Reihe links: Grundriß des Erdgeschosses – rechts: Grundriß des zweiten Oberstocks



Wohnstadel in der Entengasse in Wimpfen  
Ansicht, Querschnitt, Grundriß des Erd- und zweiten Oberstocks



Das Alte Spital in Mosbach. Von oben nach unten: Südgiebel – Querschnitt – Grundriß des Erdgeschosses





Das Haus „Im Hof“ in Eberbach

Trotz eines späteren erkerartigen Anbaues vor die Giebelfront des Hauses „Im Hof“ zu Eberbach ist das Fachwerkgefüge überschaubar. Zweimal krägt der Hauskörper in den Giebelwänden und der vorderen Traufenwand vor. Die rückseitige Traufe stützt sich auf die Stadtmauer. Das Erdgeschoß ist teilweise bereits massiv. Grundrißlich ist es heute in der „hessischen“ Art, die auf ein altes Firstsäulengerüst zurückgeht, queraufgeschlossen. Beide Oberstöcke aber, obwohl das Treppenhaus quer liegt, zeigen Längsträgerung. Diese könnte früher einem Längsaufschluß gedient haben. Teile dieses Aufschlusses sind trotz großer innerer Umbauten heute noch zu erkennen. Die drei Stockwerke des Dachraumes darüber sind wieder, an den Firstsäulen in allen Querwänden erkennbar, „hessisch“ konstruiert. Das äußere Fachwerkwandgefüge zeigt dementsprechend das „Hessische“ deutlicher als alle anderen bisher hier besprochenen Bauten. Wir erkennen es vor allem an den von Eckpfosten zu Eckpfosten über alle Zwischenpfosten durchlaufenden und mit diesen verblatteten Brustriegeln. Dies gilt aber nur für die Giebelwände. In den Traufenwänden bilden trotz der Verblattungen die Brustriegel nur kurze Stücke. Sie reichen nur jeweils von Bundpfosten zu Bundpfosten, sind auf ihrem Weg mit allen senkrechten Hölzern verblattet und stoßen am Bundpfosten mit ihren Verblattungsenden zusammen; das aber ist eine Eigenheit, die vom „schwäbischen“ Gerüst her bedingt ist. „Hessisch“ wieder sind die Verstreben der Eck-, Bund- und Zwischenpfosten. Noch „hessischer“ ist das Giebelfachwerk. Auf die über die ganze Giebelbreite durchlaufenden verblatteten Brustriegel ist bereits hingewiesen worden. Es läuft auch die Mittelsäule des Giebeldreiecks durch von der untersten Dachbalken-

lage bis hinauf in den First. Die beiden Nebensäulen beginnen ebenfalls auf der untersten Dachbalkenlage und enden unweit des Firstes mit Verblattungen im Giebelgespärre. Sie sind in keiner Weise zum Mittragen des Dach-Innengerüsts herangezogen. Für dieses sind in den inneren Bund- und in den äußeren Giebelwänden in beiden unteren Dachstöcken Stuhlsäulen vorhanden.

Das Kraftsche Haus in der Kellereigasse 12 in Eberbach ist ein längs geteiltes Doppelwohnhaus. Derartige Bauten sind in zahlreichen Beispielen unter den spätmittelalterlichen Bürgerhäusern unserer Altstädte noch vorhanden. Es ist sehr fraglich, ob diese Längsteilung beim Kraftschen Haus wirklich ursprünglich ist. Manches spricht dagegen. Innerlich ist das Haus vielfach umgebaut. Daher läßt sich auch sein Innengerüst nur schwer beurteilen. Durch die Mittelsäulen in allen Giebel- und Bundwänden aller Stockwerke hat das Gebäude das Ansehen eines Firstsäulenhauses. Doch klingt im Außenwandgefüge das „Schwäbische“ etwas mehr durch, als dies beim Haus „Im Hof“ der Fall ist. Dies bezieht sich insbesondere auf die beim Kraftschen Haus sichtbare Fußbodendielen in beiden Fachwerkstöcken.

Dehnen wir unsere Wanderung noch weiter den Neckar abwärts aus über Hirschhorn bis Ladenburg, so spüren wir, wie das „hessische“ Wand- und Gerüstgefüge immer stärker zum Vorschein kommt, um schließlich vor allem bei Bauten, die nach 1550 errichtet sind, allein zu herrschen. Als letzte Erinnerung an die einst viel weiter nach Norden reichende „schwäbische“ Bauart steht in Ladenburg in der Obergasse 32 ein stattliches Haus, leider auf steinernem Unterbau (Toreinfahrt aus 1561) mit älterem Fachwerk darüber. Dieses zeigt weite Pfostenstellung, geblattete, sich noch nicht überkreuzende Fuß- und Kopfbänder und sichtbare Fußbodendielen.

#### Nachtrag:

Die Bezeichnung und der Begriff des „Bauens aus der Vierung“ bei der Durchgestaltung von Holzgerüstbauten finden sich wohl erstmals bei Rudolf Helm: Das Bauernhaus im Gebiet der freien Reichsstadt Nürnberg, Berlin 1940. Die dort besprochenen Bauten sind mit den hier behandelten in ihren Gerüsten mindestens verwandt.

Die beigegebenen Zeichnungen sind vereinfachte Umzeichnungen von Bauaufnahmen, die Studierende der Staatsbauschule in Darmstadt auf Wunsch und unter Anleitung des Verfassers ausgeführt haben.



## So oder So?



In Ost-Hohenlohe wurde eine neue Wasserversorgung durchgeführt, deren Türme unvermittelt in der Landschaft stehen (links); die Gemeinde Bretzfeld hat schon vor langer Zeit ihren Wasserturm in einen Eichenhain gestellt, so daß er nur im Winter kaum merklich durchschimmert (rechts)



Diese beiden Bildstöcke stehen in ein und demselben Dorf, Bieringen a. d. J., keine 10 Meter voneinander entfernt. Das eine besitzt noch seinen alten Steinschaft, der des anderen wurde in Kunststein erneuert!

Aufnahmen: Forstmeister W. Koch, Aalen





## Reiterles Kapelle

*Von Werner Lipp*

Da, wo an einer Einsattelung zwischen dem 691 Meter hohen Rechbergle (auch Schwarzhorn genannt) und dem 781 Meter hohen Kalten Feld das Waldstettener- und das sagenreiche Christental in 641 Meter Höhe zusammenstoßen, steht eine der ansprechendsten und interessantesten Kapellen der Schwäbischen Alb, Reiterles Kapelle; beliebtes Motiv bei Malern und Fotografen ihrer einzigen Bildwirkung wegen, welche allerdings auf keiner Zufälligkeit beruht, sondern auf einem wohldurchdachten Plane, den zu erkennen keine Schwierigkeiten bereitet.

Von der Baugeschichte der Kapelle und den Beweggründen zum Bau wissen wir nicht mehr an geschichtlich feststehenden Tatsachen als das Baujahr 1714; diese Jahreszahl ist im Sturz über der Eingangstüre eingemeißelt.

Aber die Sage weiß mehr und erklärt uns die Beweggründe zu dieser, dem heiligen St. Leonhard geweihten Feldkapelle, wie folgt:

(Gaugele, B., *Meiner Heimat Täler und Höhen*, 1910).

Ein Hauptmann von Roth, der damals dieses Gebiet vom Schloß von Winzingen aus regierte, war sehr oft in Geldnöten. Zu gleicher Zeit saß auf dem Hof zu Tanner (Tannweiler) ein recht wohlhabender Bauer mit Namen Reuterle, der dem Hauptmanne häufig aus Geldverlegenheiten geholfen hatte, einer seiner besten Freunde und darum oftmals sein Gast im Schloß von Winzingen war.

Am Todestage Roths ging nun Reuterle, der ein geordneter Mann war, gleich nach der Beerdigung zum Rothschen Amtmann David Kugler, um die restlichen Geldangelegenheiten zu regeln, und trat erst um Mitternacht den Heimweg an.

Auf dem Zuckmantel, dem Höhenrücken zwischen Bloßenberg und Rechbergle, fünfzehn Minuten von Tannweiler entfernt, sprengte Roth plötzlich auf einem kopflosen Pferde, begleitet von unzähligen ebenfalls kopflosen Hunden, vom Graneggle her an Reuterle heran. Voll Schreck und Ehrfurcht vor der Erscheinung zog Reuterle den Hut und rief mit lauter Stimme: „Guten Abend, Herr Hauptmann!“ worauf



ihn der Geist mit fürchterlicher Stimme anbrüllte: „Würde ich dich nicht so gut kennen, Reuterle, zer-  
risse ich dich in Zunder und Fetzen!“ Hierauf stürmte  
der Geist mit Geschrei, begleitet von furchtbarem  
Hundebellern, weiter. Reuterle selbst hörte noch, wie  
die wilde Jagd über den Heldenberg wegzog, dann  
schwanden ihm die Sinne.

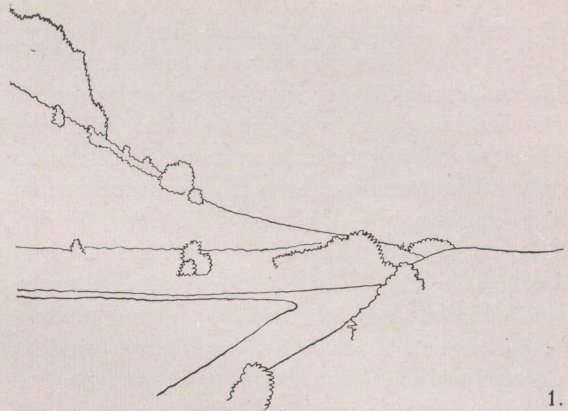
Als er gegen Morgen aus seiner Ohnmacht erwachte,  
betete er und gelobte beim Klang der Wißgoldinger  
Frühglocken, für die Seelenruhe des verstorbenen  
Freundes eine Kapelle zu bauen: Reuterles Kapelle.

Soweit die Sage.

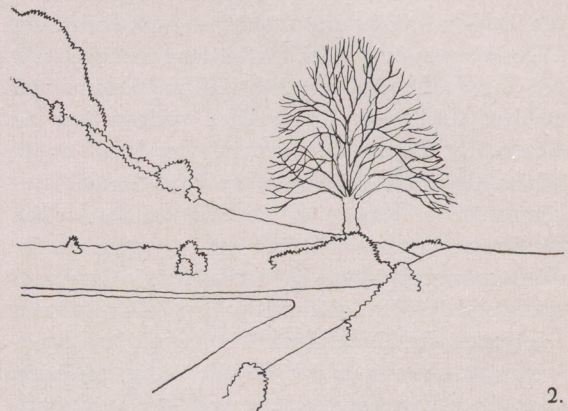
Leider ergibt sich aus dem Todestage Roths, der vom  
protestantischen Pfarrer Franz Söldner beurkundet  
wird: „Anno 1621, 20. Februar, stirbt Joachim  
Berchtold von Roth, Freiherr, bestellter Hauptmann  
und Kriegsraath zu Winzingen“ und dem Baujahr  
von Reuterles Kapelle, 1714, eine fast hundertjährige  
Differenz; aber wir wissen nicht, ob die heute noch  
bestehende Kapelle eine Vorläuferin gehabt hat.  
Ebensowenig wissen wir, ob sich nun die heutige  
Bezeichnung Reuterleskapelle auf den „Wilden Reiter  
Roth“ oder auf den Bauern Reuterle bezieht, denn  
in beiden Fällen hat sich die Rechtschreibung von eu  
auf ei verschoben.

Immerhin gehört noch heute die Kapelle als Privat-  
besitz zum Reiterleshof (des Bauern Reuterle Hof)  
in Tannweiler, nachdem sie kurze Zeit durch Erb-  
schaft zum Christenthalhof gehört hatte. Einer ander-  
orts geäußerten Ansicht „der Name Reiterleskapelle  
mag daher kommen, daß die Kapelle wie ein Reiterle  
im Sattel zwischen Rechbergle und Graneggle liegt“,  
möchte ich deshalb nicht beistimmen.

Was uns nun bei der Kapelle zuerst interessiert, ist  
die Linde. Nach forstmännischer Schätzung beträgt  
ihr Alter etwa 350 Jahre. Einerseits kommen wir dem  
urkundlichen Todestag des „Wilden Reiters Roth“



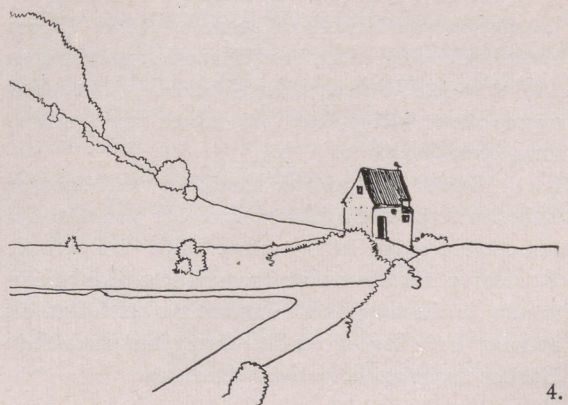
1.



2.



3.



4.

1. Im ursprünglichen Zustande war nur die Paßstraße  
vorhanden.

2. Der wichtige Paß wird zum schnellen und sicheren  
Auf finden für den aus der Ferne Kommenden markiert.  
Der Paß erhält als Leitzichen die Linde; dem suchenden  
Wegbenutzer behilflich, die Landschaft harmonisch be-  
reichernd.

3. Zu der Linde wird aus einem bestimmten Anlaß mit  
gestalterischer Überlegung eine Kapelle gestellt. Diese  
Linde verbindet den Baukörper mit der Landschaft und  
gibt ihm einen Maßstab.

4. Die Kapelle ohne Baum wäre undenkbar. Trotz  
guter, der Örtlichkeit angepaßter Gestaltungsform, wäre  
keine Verbindung mit der Landschaft vorhanden. Es wird  
klar, daß die Kapelle zum Baum mit Überlegung erdacht  
und erbaut wurde.



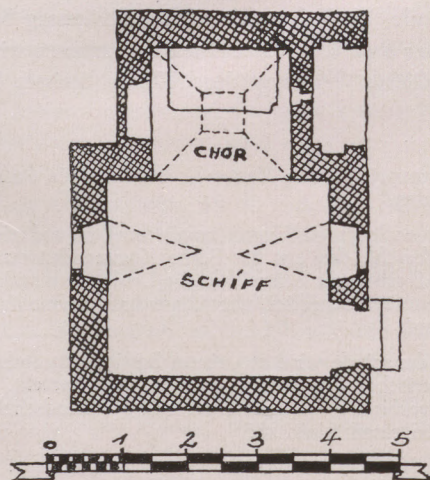
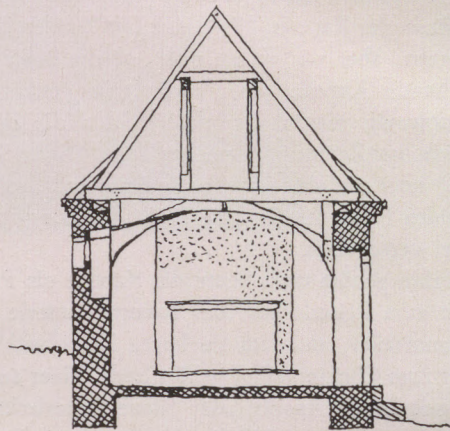
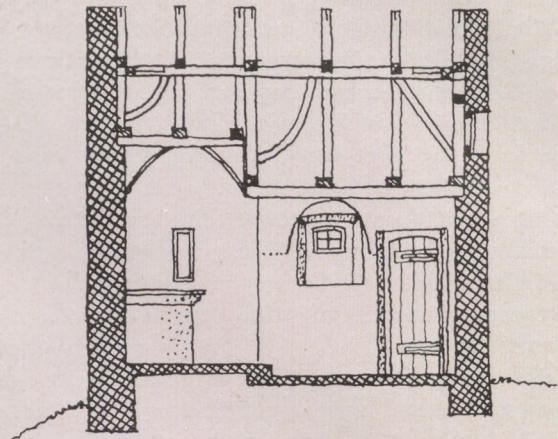
sehr nahe, andererseits ist somit die Linde etwa hundert Jahre älter als die jetzt noch bestehende Kapelle. Das ist für die Gestaltung in der Landschaft nicht bedeutungslos, denn somit steht fest, daß dieser Baum bewußt als Leitzeichen zum Christentalpaß gedient hat. Der Baum als optisches Leitzeichen ist nicht einmalig; auf Alpbässen findet man ihn oft; nicht nur einzeln, sondern auch paarweise. Ganz in der Nähe von Reiterles Kapelle ist der Höhenweg von Wißgoldingen nach Reichenbach unterm Rechberg jeweils an Visierbrüchen mit Bäumen markiert, die noch heute „Zeiglinden“ genannt werden.

An diese Linde ist nun die Kapelle so gestellt, daß der Südgiebel an ihr einen optischen Halt findet, der Chor aber genordet wird. Durch diese Stellung steht der Kapellenfirst nicht optisch labil parallel auf und zu dem Kamm der Bodenwelle, sondern *quer* zu diesem. Im Zusammenwirken mit der Linde ergibt sich hierdurch eine optisch stabile Fixierung des Baukörpers. Wir sehen, daß die Stellung des kleinen Baukörpers in der Landschaft wohl erwogen wurde; die Dominantenwirkung des Baukörpers in der Landschaft und die Harmonie mit der Landschaft ist kaum eine malerische Zufälligkeit. Die formale und handwerkliche Gestaltung der Kapelle selbst entspricht ganz ihrer Zweckbestimmung und den landschaftlichen Gegebenheiten. Andachts- und Chorraum sind aus den plattigen Kalkbruchsteinen des umliegenden weißen Jura gemauert, an der geländebedingt höher werdenden Nordostecke sogar mit regelrechtem Anlauf.

Das Mauerwerk ist beiderseit bestochen, gescheibt und geweißelt.

Die inneren Fensterleibungen sind raumerweiternd nischenartig ausgebildet. Der Dachstuhl mit  $52^\circ$  Neigung ist als Kehlbalkendach aus gewachsenen Hölzern erstellt; an ihm ist das aus ausgeschweiften Brettern konstruierte Leichtgewölbe mit seinen Stichkappen über den Fenstern aufgehängt, das mit Spalierlättchen  $2 \times 2$  cm als Putzträger aufgenagelt ist. Ist auch der Innenraum von Reiterles Kapelle mit etwa 12 qm Grundfläche von recht bescheidenen Ausmaßen, so wird doch jeder Besucher der Kapelle bestätigen, daß gerade dieser kleine Raum mit echter sakraler Wirkung gestaltet wurde.

Somit haben wir bei der zunächst unscheinbaren Reiterles Kapelle ein kleines Bauwerk vor uns, das uns sowohl durch seine handwerkliche und formale Gestaltung, vor allem aber durch seine glückliche Einfügung in die umgebende Landschaft befriedigt, als auch durch die Sage seiner Entstehung in sagenreichem Gebiete zu weiterem Nachdenken anregt.



Längsschnitt, Querschnitt und Grundriß  
der Reiterles Kapelle



# Das Pfrunger oder Ostracher Ried in Gefahr?

Von Hans Schwenkel

Im Ostrachtal zu beiden Seiten der badisch-württembergischen Grenze liegt ein großes, wenig bekanntes Ried oberhalb von Ostrach, an dem, wie üblich seit Jahrhunderten, der Mensch seine Nutzungsabsichten eifrigst betätigt, je näher der Gegenwart, um so mehr, bald durch Streunutzung und Torfabstich, bald durch Kultivierung und Aufforstung, wobei fast immer Senkungen des Grundwassers vorausgehen müssen. Wenn dies leicht zu bewerkstelligen wäre, bestünden auch die heutigen Reste des Riedes nicht mehr. Wenn man in stundenlangen Märschen um das Gebiet herumgeht, sieht man, daß es überall angenagt ist. Besonders Wiesen, aber auch Äcker mit Hanf, Kartoffeln, Gerste und Roggen sind in die Moorwälder vorgetrieben. Entwässerungsgräben durchziehen das Land, die in die im unteren Teil bereits vertiefte und korrigierte Ostrach einmünden. Die Brüdergemeinde Wilhelmsdorf ist 1830 auf flacheren Ausläufern im Südostteil des Riedes seinerzeit angesiedelt worden. Robert Bosch, der für die Torfnutzung und für die Kultivierung von Mooren mehr Interesse hatte als für deren eigenartige Urnatur, von jagdlichen Gesichtspunkten abgesehen, nahm sich auch 1912 um die württembergische Hälfte des Riedes an und gründete die „Ostracher Torfwerke“. Auf badischer Seite stand der Besitz des Fürsten von Fürstenberg im „Großen Trauben“ dem großzügigen Torfabstich im Wege. Er blieb daher von diesen Torfverwertungsunternehmen unberührt, dessen Eingriffe scharf an der württembergischen Grenze aufhören. Das Kulturamt Ravensburg senkte 1928–1930 den Grundwasserspiegel durch Vertiefung des Vorfluters. Schon vorher hatten die Torfwerke entwässert und dann das ganze von ihnen erworbene Moor (über 150 ha) kahlgeschlagen, das noch urwüchsig mit Birken, Bergkiefern, Fichten, Aspen, Weiden und so weiter bestanden war, schütteten auf Holzrost einen Damm in gerader Linie von N nach S auf, legten eine Feldbahn und begannen nun den Torfabstich mit Maschinen, die auch unter das Grundwasser hinuntergriffen und den Torf in seiner ganzen Mächtigkeit erfaßten. So entstanden zahllose kleinere und größere Baggerteiche, zwischen denen Streifen des Torfes stehen blieben, weil die Maschinen sich darauf bewegten. Nachdem der Torf im wesentlichen abgestochen war und das Werk sich nicht mehr

lohnte, wurde der Torfstich 1928 abgebrochen, das Geleise herausgenommen und die ganze Fläche sich selbst überlassen. Das Moor war auf württembergischer Seite gründlich zerstört und zunächst in eine Wüstenei verwandelt. Der Gewinn war zweifelhaft und für alle Fälle zeitbedingt und vergänglich. Was hat das heutige Geschlecht davon? Aber die „Nützlinge“ denken nun einmal nur an das Heute und vergessen die zeitlosen, übermateriellen Werte. Zum Glück blieb der „Große Trauben“ des Fürsten von Fürstenberg ganz unberührt, so daß der Besucher den Urzustand des düsteren Moorurwaldes noch sehen kann. Er besteht größtenteils aus aufrecht gewachsenen Bergkiefern (Spirken), gegen den Rand zu aus Birken. Die Bodenpflanzen sind die des bereits trockenen Hochmoores: Heidel-, Preisel-, Blau- und Moosbeere, Torf- und Bleichmoose, auch schon Braunmoose und Heidekraut, Rosmarinheide und Scheidenwollgras. Das Besondere und sozusagen Ergreifende ist die Einsamkeit und heilige Unberührtheit des Gebietes.

Wenden wir uns nun dem völlig wertlos gewordenen württembergischen Gebiet zu, in dem ein wenig gefischt, gewildert und Besenreis gestohlen werden konnte und auch wurde. Dort begann nun die Natur wieder ihr Werk der Rückeroberung auf ihre Art. Und was hier vor sich ging, verdient höchste Bewunderung, nur war niemand da, der dies bemerkte, weder die Wissenschaft – und doch machte die Natur hier ein großartiges Freiluftexperiment – noch der Naturschutz, den es damals noch kaum gab. Und so schaffte die Natur, ohne daß jemand zusah, neue Schönheiten beinahe unbemerkt. Die Teiche verflachten ihre Ufer und besiedelten sich mit Schilf und Rohr, mit Seerosen und Laichkräutern. Die Reste festen Torfbodens aber flogen mit Birken, Weiden, Aspen und etwas Waldkiefern an. Die Bergkiefern fehlen noch. Es entstand mit der Zeit und bis heute eine Art sekundären Urwalds, fast undurchdringlich, in dessen Mitte die Baggerteiche wie natürliche Seen liegen und eine reiche Vogelwelt bergen.

Karl Bertsch, Ravensburg, der Botaniker und spätere Moorforscher, machte darauf aufmerksam, obwohl er an der zerstörten Urnatur kein besonderes Interesse hatte, daß die Ostracher Torfwerke ihren Besitz ver-





Pfrunger Ried östlich des Schienenwegs. Baggerteich mit schwimmendem Laichkraut und Seerosen

Aufnahme: Schwenkel

kaufen wollten. Aus jagdlichen Gründen machte das herzogliche Haus in Altshausen ein Kaufangebot. Die Ostracher Torfwerke zogen aber vor, das Gebiet in Bauernhand zu geben und verkauften es, da die Bauernschaft ohnehin im Dritten Reich einen Verkauf an den Adel ablehnte, anderweitig. Ohne diese Kurzsichtigkeit wäre heute das ganze Gebiet des einstigen Torfwerkes erhalten und geschützt. So aber ging es 1938 in die Hände eines Spekulanten über, der sich als Bauer ausgab und die Gründung eines Hofes versprach. Dieser Hof steht aber heute noch nicht. Der neue Besitzer schlug zuerst fünfzig alte Birken an einem Zufahrtsweg ab und verkaufte sie, dann verhandelt er den alten Riedhof mit Umgebung an einen armen Teufel und bot benachbarten Bauern Grundstücke an. Er dachte dann weiter an Vergebung von Fischrechten, Torfnutzungen, Besenreisgewinnung und so weiter. In diesem Stadium erfuhr ich als Landesbeauftragter für Naturschutz von der Sache und beschloß einzugreifen und restliche Flächen käuflich zu erwerben, nachdem ich gesehen hatte, welche Werte für den Naturschutz hier zu gewinnen waren. Ich dachte dabei in erster Linie an die Flächen mit den dichtest liegenden Baggerteichen. Aber woher das Geld bekommen? Ein Staat, der einen Krieg vorbe-

reitete, dachte in erster Linie an die Kultivierung. Für Käufe von Naturschutzgebieten hatte der Staat sowieso nie Geld, von ein paar hundert Mark abgesehen. Soweit hat der Horizont unserer Ministerien nie gereicht, daß sie den Kauf solcher Gebiete oder Kauf und Pflege von alten Bäumen als eine völkische Aufgabe gesehen hätten, die – vom kulturellen ganz abgesehen – zudem eine große landeskulturelle Bedeutung haben kann. Nun erklärte sich der Bund für Heimatschutz in Württemberg-Hohenzollern (heute Schwäb. Heimatbund) bereit, die fraglichen Gebiete zu erwerben. In mühsamen Verhandlungen, an denen sich der Schatzmeister des Bundes, Notar Auwärter, sehr geschickt beteiligte, gelang es, noch 44 ha zu erwerben und diese Fläche 1941 in das Reichsnaturschutzbuch eintragen zu lassen. Seitdem blieb das Gebiet sich selbst überlassen und hat sich, wie vorauszusehen, prächtig entwickelt. Der Gegensatz dieses sekundären Birkenurwaldes mit seinen verlandenden Teichen zu dem primären Spirkenurwald auf badischer Seite ist überaus eindrucksvoll und lehrreich. An den Teichen sind zudem über hundert Brutvögel von Gerhard Haas und anderen nachgewiesen. – Nun droht eine neue Gefahr. Der Dämon der Kulti-



vierung geht wieder um. Zwar weiß heute jedermann, daß besonders große Moore eine ungeheure Saugkraft haben, die schwersten Gewitterregen auffangen, das Schmelzwasser festhalten und aus ihren Naturspeichern das Wasser ganz langsam wieder abgeben, aber wenn man kultivieren will, vergißt man das. Man opfert zunächst Millionen, ohne des Erfolges ganz sicher zu sein und leitet das Wasser so rasch als möglich weg. Man kann ja dann vielleicht später wieder Rückhaltebecken für die Hochwasser irgendwo an-

legen oder eben „weiterkorrigieren“, bis unser Land vollends austrocknet. Das kostet Hunderttausende. Das Pfrunger Ried ist ein natürliches großes Rückhaltebecken. Jede Kultivierung verkleinert es. Wir haben zudem keine Moore mehr zu verlieren. Der Schwäb. Heimatbund, der Fürst von Fürstenberg und die zuständigen Naturschutzstellen in Freiburg und in Tübingen werden sich mit allen Mitteln dagegen wehren, daß etwaige Eingriffe Rückwirkungen auf die geschützten Gebiete haben.

## Ein Erlaß über Sümpfe und Moore aus herzoglicher Zeit

Moorgebiete größeren Umfangs haben ihre besondere Bedeutung für die Allgemeinheit in zweierlei Hinsicht: Einmal bilden sie für die gesamte umliegende Landschaft einen Wasserspeicher von erheblicher Bedeutung, da die Torfmoose, welche fast ausschließlich dort wachsen, in ihrem gesamten Aufbau für die Speicherung von Wasser eingerichtet sind. Zum andern aber haben eben diese Torfmoose infolge des Mangels an organischem Leben und infolge der im Moor herrschenden tiefen Temperatur nicht eigentlich verwesen können, so daß es nur zu dem kam, was man eben „Vertorfung“ nennt. Dieser Torf ist aber – zum Beispiel im Alpenvorland – ein viel begehrter, wertvoller Brennstoff.

Durch Zufall kam mir ein Erlaß von Herzog Karl vor Augen, der sich auf diese Moorgebiete bezieht und an die Oberforstämter gerichtet war. Er spricht für sich selbst, denn er ist in Stil und Atmosphäre höchst bezeichnend für den Geist der Zeit. Er sei daher wörtlich – zugleich in der damaligen Schreibweise – wiedergegeben:

Von Gottes Gnaden Carl, Herzog zu Würtemberg und Teck usw. usw.

Unsern Gruß zuvor, Wohl- Edelgebohrener, Lieber Getreuer!

Gleichwie wir zu allen Zeiten, darauf Unsere vorzüglichste Landes-Väterliche Vorsorge gerichtet seyn lassen, den Nahrungs-Stand Unserer getreuen Untertanen, so viel uns die uns von Gott verliehene Macht Gelegenheit an Hand gibt, täglich mehreres zu bessern, und zu solcher Aufnahme des Nahrungs-Standes hauptsächlich die Benutzung eines jeden Platzes nach seiner Art gar vieles beitragen würde, so haben wir aus diesem Betracht so gar die bisher meist unbrauchbare Sumpf-Plätze billig zum Gegenstand unserer herzoglichen Landes-Väterlichen

gnädigsten Aufmerksamkeit gemacht, und begehren von allen und jeden in Unserm Herzogthum befindlichen Sumpfen und sumpfigten Refieren allerforderist Wissenschaft und Känntnuß zu haben: Befehlen Euch daher hiermit, Uns in Zeit 8 Wochen a termino insinuationis an von allen denenjenigen Plätzen unterthänigst zuverlässigen Bericht zu erstatten, wo in eurem Oberforstamt einige Morgen aneinander liegender sumpfigter Wisen, Weyden, Allmanden oder Waldungen vorkommen, worüber ein Stück Vieh schwehrlich oder gar nicht passieren kan, ohne fast zu versinken, und welche meistens mit eigenen Graß- und Moos-Arthen bewachsen, besonders mit einem Graß, das auf jedem Stiehl eine weiße Flocke wie ein Zetteln von Baumwollen hat, deren große Menge einem solchen Feld von weitem mitten in denen Sommer-Monathen das Ansehen gibt, als wann es mit Schnee bedeckt wäre; Oder welches, wann es auch schon zum würrklichen Wißwachs bereits benutzt wird, in seinem gantzen Umfang gleichsam schwanckt und zittert, als wann es unten ganz hohl wäre, so bald ein Mensch drauf gehet, oder es sonst in Bewegung gesetzt wird; Oder wo Stücke Feldes vorkommen, die eine besonders schwarze Erde, und darauf viele kleine Hügelen, wie Maulwurff-Häuffen, von dieser schwarzen Erde aufgeworffen zeigen: Und habt ihr euren unterthänigsten Bericht hauptsächlich also einzurichten, daß, im Fall sich dergl. Plätze bey euch befinden, ihr in Unterthänigkeit weiters anmercket: 1. den Nahmen der Gegend, wo sie liegen 2. die Entfernung von dem Ort, zu dessen Zehenden sie gehören 3. das Meß, welches sie ungefehr in ihrem Umfang halten, und ob sie auf herzoglichem Grund und Boden ligen, Privat-Güther oder Allmanden seyen. Melden Wir in Gnaden, womit Wir euch stets wohl beygethan bleiben.

Solitude, den 23. Junii 1766

Mitgeteilt von Karl Baur



# Wandlungen des volkstümlichen Lebens

*Der Einfluß der Umsiedler auf Sitte und Brauch*

*Von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen*

Innerhalb Jahresfrist ist auf den Rinnenäckern der Gemarkung Waiblingen ein neuer, in sich abgeschlossener Ortsteil entstanden, in dem rund 1000 Menschen ein geräumiges und sauberes Heim gefunden haben. Etwa 70 vom Hundert der Einwohner dieser mit Recht als „Schmuckkästchen der Stadt Waiblingen“ bezeichneten stattlichen Siedlung sind Donauschwaben. Über die wegen ihrer besonderen Entstehungsgeschichte und Eigenart bemerkenswerte Siedlung Eichenau bei Riedlingen, in der Deutsche aus der Schwäbischen Türkei eine neue Heimat fanden, konnte in diesen Blättern bereits ausführlich berichtet werden (vgl. Schwäbische Heimat, 4. Jahrgang, 5. Heft, S. 212 ff.). In Flein bei Heilbronn haben sich Deutsche aus Etyek im Ofner Bergland bei Budapest in gemeinschaftlicher Zusammenarbeit eine Häusergruppe erbaut, von der man heute als von der „Etyeker Gasse“ spricht. Das sind nur drei willkürlich herausgegriffene Beispiele für die seit Jahren in unserem Land entstandenen und immer noch entstehenden Wohnsiedlungen, Teilgemeinden und selbständigen Orte, in denen Umsiedler und Neubürger mitten unter den Einheimischen und Alteingesessenen und in Gemeinschaft mit ihnen Heimatboden und Heimatrecht gewannen.

So vollzieht sich im altgewohnten Siedlungsbild unserer Heimatlandschaften manche Wandlung, die aber, wie man sich allerorten überzeugen kann, das alte Bild nicht zerstört, sondern es vielfach mit neuem Leben erfüllt. Es ist kein gewaltsamer Eingriff, der das historische Siedlungsgefüge wandelt, ausweitet und teilweise neu prägt. Es ist vielmehr ein organischer Vorgang, wie er auch unter normalen Verhältnissen eintreten muß, nur wickelt sich dieser Vorgang unter dem plötzlichen Hinaufschnellen der Bevölkerungszahl, unter den zwingenden Notwendigkeiten der Zeit im Augenblick schneller, intensiver und darum nach außen hin auffälliger ab.

Aber die in einem so kurzen Zeitabschnitt, gemessen am normalen Verlauf der Bevölkerungsentwicklung, und in einer so beispiellos großen Zahl in eine im Laufe eines langen geschichtlichen Ablaufs in sich festgefügte Landschaft und in einen ebenso festgeprägten Volksschlag hereingetrönten Umsiedler beeinflussen sicher nicht nur das äußere Bild der Siedlungslandschaft. Sie, die Umsiedler, kamen ja nicht nur, um wieder Boden unter die Füße zu bekommen, Arbeits- und damit Lebensmöglichkeit zu gewinnen. Wenn sie auch an materiellen Gütern nichts oder kaum etwas mitbrachten als ihren wahrlich nicht zu unterschätzenden Willen zum Neuaufbau einer Existenz, so trugen sie doch, unsichtbar und mit materiellen Wertmaßstäben nicht zu erfassen, das geistige Erbe ihrer volkstümlichen Überlieferungen mit sich. Dies blieb zwar unter den Nöten des anfänglichen harten Ringens

um die nackte Existenz vorerst noch verborgen und unerkannt. Es wurde aber mit dem Schritt um Schritt vor sich gehenden Siedlungsmachung mehr und mehr sichtbar. Wie die Siedlungslandschaft unserer Heimat durch die Umsiedler deutliche neue Akzente erhält, so setzen diese aus ihrem mitgebrachten geistigen Erbe auch der heimatlichen überlieferten Brauchlandschaft in mancher Hinsicht neue Lichter auf, die aus sich heraus ausstrahlen auf die altgewohnte und liebgewordene Überlieferung volkstümlichen Lebens, diesem vielfach neue Impulse gebend. So zeigt sich in zunehmendem Maße ein gegenseitiges Durchdringen, ein Nehmen und Geben zwischen Einheimischen und Neubürgern.

Seit landesherrliche Fürsorglichkeit die örtlich zu den verschiedensten Terminen vom Frühjahr bis in den Spätherbst fallenden Dorfkirchweihen auf einen für das ganze Land geltenden Tag zusammenlegte, feiert man in Württemberg am dritten Oktobersonntag die „Allerweltskirchweih“, die „Saukirbe“ als durchaus weltlichen Herbstfesttag mit gelegentlichem Kirbetanz, aber allgemeiner herkömmlicher Kuchenbackerei und Verwandten- und Freundschaftsbesuchen in lebhaftem Austausch zwischen Stadt und Land. In diese starr gewordene Überlieferung brachten die Neubürger eine belebende Note, indem sie in der neuen Heimat auch wieder ihre eigenen Kirchweihen zu feiern begannen. In vielen Orten ist die „Kirwa“ der „Eghalanda Gmoi“ zu einem bereits traditionellen Fest geworden, die Böhmerwälder erinnern sich ihrer der württembergischen Allerweltskirchweih ähnlichen, durch Kaiser Josef II. eingesetzten Landeskirchweih. Die Schlesier feiern ihre „Kirmes“ mit Bretterkuchen mit Mohn, Powidl und Quark wie die Schwaben die Kirbe mit Apfel-, Zwetschgen- und Zwiebelstreckling. Und auch die Donauschwaben und Ungarndeutschen stehen nicht zurück. Kirchweihbaum, Rosmarinstrauß, Kirchweihkranz, Spiele und Volkstänze in heimatlicher Tracht zeugen von der Lebendigkeit der Überlieferung. Daß die Einheimischen an diesen Festen regen Anteil nehmen und daß sie willkommene Gäste sind, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Die bislang den katholischen Landesteilen vorbehaltene Feier des Fronleichnamstages mit der feierlichen Prozession hat sich in den letzten Jahren erheblich ausgebreitet. Für viele altwürttembergische, protestantische Orte ist damit ein gänzlich neues Bild in den Kreis der Jahreslauffeiern gekommen. Vor allem ist es der besonders von den Ungarndeutschen gepflegte Brauch des Blumentepichs, der an diesem Tage den Straßen, durch die die Prozession zieht, einen bisher völlig ungewohnten, neuen und prächtigen Schmuck gibt. Wie sehr die einheimische, evangelische Bevölkerung an diesem Neuen teilnimmt, zeigen zwei Berichte von Neubürgern: „Die einheimische Bevölkerung benimmt sich dabei sehr loyal und fördert unser Brauchtum, wo sie kann. Die Schulen tun mit, die Stadtverwaltung ist vertreten. Vor den vier Altären sind Blumentepiche gelegt. Die werden von unseren Lehrerinnen und Schülerinnen hergerichtet, auch die Einheimischen



tragen dazu durch zahlreiche Blumenspenden bei. Diese Stellungnahme der Evangelischen wird allgemein anerkannt. Um diese vier Blumenteppeiche ist seit den letzten Jahren eine Art Wettstreit entbrannt. Jede Gruppe von Lehrerinnen und Kindern möchte, daß ihr Teppich der schönste wird.“ Und aus einem anderen Ort: „Die Fronleichnamsprozession haben wir in enger Verbindung mit den Einheimischen, die Evangelische sind, durchgeführt. Die haben uns dabei in einer Weise geholfen, wie wir es nicht erwartet hätten. Die Evangelischen waren es, die uns die vier Altäre für die Fronleichnamsprozession aufstellen halfen, ja zum Teil selbst aufgestellt haben. Sie haben bei allen Vorbereitungen eifrig mitgeholfen, haben uns aus ihren Gärten alles an Blumen zur Verfügung gestellt, was wir brauchten, und waren uns auch sonst in jeder Weise behilflich. Wie wir die Fronleichnamsprozession abhielten, ist ein großer Teil der einheimischen Evangelischen anwesend gewesen und hat andächtig zugehört, so daß wir das Gefühl hatten, sie feiern mit uns das Fest mit. So ist dieser Tag nicht bloß ein Festtag für uns, sondern eigentlich für den ganzen Ort geworden.“ Auch die immer zahlreicher werdenden Wallfahrten, wie etwa die der Böhmerwälder und anderer auf den Schönenberg bei Ellwangen, solche der Schlesier, der Sudetendeutschen, der Donauschwaben nach alten und auch neuen Gnadenstätten an in der alten Heimat überlieferten Terminen (z.B. das schlesische Anna- und Hedwigsfest) geben unserer alten Brauchlandschaft neues, ausdrucksvolles Leben.

Von den vielerlei Bräuchen des Jahreslaufs, die Eingang bei uns gefunden haben und die auf die heimische, oft verschüttete Überlieferung belebend auszustrahlen beginnen, seien ebenfalls einige beispielhaft genannt. Das auch bei uns bekannte Aufrichten eines Maibaums auf dem Dorfplatz wird nun ergänzt durch das volksfestartige, von Volkslied und Volkstanz begleitete Maibaumfällen und -aufstellen der Sudetendeutschen. Die einfach nach heimatlicher Weise gefärbten Ostereier bekommen in den buntgemusterten, den „gescheckelten“ Eiern der Böhmerwälder, Egerländer, Schönowälder frohe Gesellschaft. Dabei werden die alten, bei uns kaum noch bekannten Verfahren des Anbringens von allerlei Schmuckmustern und von Sprüchen auf den Ostereiern angewandt; „so gibt es“, berichtet ein Umsiedler aus dem Kuhländchen, „bei uns oft viel schönere Ostereier als bei den einheimischen Schwaben.“ Doch hindert das nicht den gegenseitigen Austausch, wie weiter recht anschaulich erzählt wird: „Im Osterbrauch gibt es einige Unterschiede zwischen den Einheimischen und uns. Noch bis jetzt, das wird sich erst mit der Zeit geben. Bei uns gehen am Ostersonntag, Ostermontag die Kinder zu den Verwandten und näheren Bekannten, und die beschenken sie mit Eiern. Das ist so von Schmackostern her, auch wenn heute zum Großteil nicht mehr schmackostert wird. Bei den Einheimischen bekommen die Kinder schon früher die Ostereier. Sie bekommen sie nicht beim Verwandtenbesuch, sondern von den Eltern und dann auch im Osterneschtle,

Osterkörbchen. Die Kinder gehen es im Garten suchen. Die einheimischen Kinder haben so ihre Ostereier schon etwas früher als unsere. Die drängen, sie wollen auch Eier haben, für die Osterwiese. Den Brauch der Osterwiese nehmen unsere Kinder nun langsam schon an von den Einheimischen. Die werfen die Eier in die Luft, und wenn sie kaputt sind, so werden sie gegessen. Das nennen sie Osterwiese oder Eierwies'. Mit dem Werfen der Ostereier gibt es auch so Wettspiele, wer gewinnt. Das lernen so langsam unsere Kinder.“

Es läßt sich bereits heute in einem Zeitpunkt, wo die Dinge durchaus noch im Fluß sind, an diesen Beispielen ablesen, wie lebhaft der Anteil der Neubürger an der künftigen Gestaltung des volkstümlichen Lebens unserer Heimat ist. In einem Augenblick, wo mancher schon glaubte, mit schmerzlichem Bedauern das Hinschwinden alter Volksüberlieferung unter dem Druck eines materiell gerichteten Zeitgeistes feststellen zu müssen, erfährt diese Überlieferung eine neue Bereicherung. Das volkstümliche Erbe, das die Umsiedler mitbrachten und das sie im Laufe der Verwurzelung in der neuen Heimat zunächst für sich, oft schamhaft verborgen (weil sie anfangs fürchteten, verspottet zu werden), dann aber immer offener und mit berechtigtem Stolz zeigten, forderte schließlich die Einheimischen geradezu heraus, nun zu beweisen, daß auch sie ein Erbe zu verwalten und zu pflegen haben. Zumal ein Erbe, das wesensverwandt ist, denn ein großer Teil der Umsiedler, besonders die Ungarndeutschen, nahm es ja aus der einstigen süd- und südwestdeutschen Urheimat mit und erhielt es in den Siedlungsgebieten Südosteuropas meist reiner als das bei uns der Fall war. So setzte mit der Niederlassung der Umsiedler ein das volkstümliche Leben und Denken beeinflussender und gestaltender Austausch hinüber und herüber ein, der zweifellos noch lange keinen Abschluß findet, sondern in vollem Gange ist. Er vollzieht sich auf dem Grunde der gegenseitigen Achtung der Stammes- und Herkunftseigenarten als ein wechselweises Geben und Nehmen, das im Laufe einer lebens- und wirklichkeitsnahen Entwicklung das volkstümliche Leben in unserem Raum gestalten hilft.

Daß die angeführten Beispiele nicht zufällige Einzelerscheinungen sind, möge durch einige statistische Angaben erhärtet werden. Die genannten Beispiele sind wissenschaftlichen Erhebungen entnommen, die seit Jahren Alfred Karasek in Berchtesgaden durchführt. Er stellte der Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart sein Material zur Verfügung, soweit es das ehemalige Land Württemberg (einschließlich Hohenzollern) betrifft. Die rund 340 Aufzeichnungen beziehen sich auf 145 Orte. Nach den Herkunftsgebieten verteilen sich die Einzelbelege auf die Schlesier zu 20 %, die Sudetendeutschen zu rund 40 % und die Ungarndeutschen zu 30 %, der Rest umfaßt andere Herkunftsgebiete. Nach volkskundlichen Sachgebieten aufgeschlüsselt finden sich rund 10 % Belege über Ostereierfärben und Eierspiele, 7 % Maibaumbräuche, 4 % Fronleichnamsprozession, 4 % Sommersonnwendbräuche, 17 % Kirchweihfeiern, 10 % Weihnachts-



bräuche und 15 % Wallfahrten und kirchliche Feste. Die übrigen 33 % verteilen sich auf weitere volkskundliche Sachgebiete, die zu behandeln den Umfang dieses Berichtes überschreiten würde. Es ist auch zu berücksichtigen, daß das vorliegende Material nicht das Ergebnis einer umfassenden und systematischen Erhebung in einem möglichst dichten Netz über das ganze Land hin ist. Eine solche Erhebung verheißt auf Grund des schon vorhandenen Materials eine nachdrückliche Bekräftigung dieser Darlegungen.

## Das Schädeldepot in der Ofnet

Von Wilfried Nölle

R. R. Schmidt entdeckte im Jahre 1908 in der Ofnet bei Nördlingen zwei Gruben, deren eine 27, die andere 6 Schädel von Männern, Frauen und Kindern enthielt. Die mit den ersten Wirbelknochen abgeschnittenen, schwere Hiebverletzungen aufweisenden Schädel – darunter vier langköpfige, acht mittelköpfige und fünf hier zum erstenmal in Mitteleuropa auftretende kurzköpfige – lagen nach Westen orientiert in Röteln eingebettet und waren geschmückt mit Eckzähnen vom Hirsch und durchbohrten Schneckenhäuschen, die ursprünglich vielleicht Ketten gebildet haben mögen.

Die bisherige Deutung dieses mittelsteinzeitlichen Fundes erscheint ungenügend. Schmidt (Die diluviale Vorzeit Deutschlands, 1912, p. 33 ff.) gibt im wesentlichen eine Beschreibung, Pfister (Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben, 1936, p. 115) sieht in den Schädel-einlagerungen eine Kollektion von „Reliquien“ und eine „Kraftzentrale, die den Hinterbliebenen nützlich sein könnte“, Rieth (Vorgeschichte der Schwäbischen Alb, 1938, p. 36) spricht ganz allgemein zwar von dem hohen religionsgeschichtlichen Interesse, das der Fund erheischt, führt jedoch nichts Näheres dazu an, Behn (Vorgeschichte Europas, 1949, p. 29) deutet die Gruben als Zeugnis für die komplizierten Formen des Totenkultus des diluvialen Menschen und Graumann (Urgeschichte der Menschheit, 1952, p. 130) beschränkt sich auf den Hinweis, daß es sich zweifellos um Erschlagene handelt.

Man sieht, das Depot wurde wohl von der sinnsuchenden, nicht aber in gleicher Weise auch von der kulturhistorischen und kulturgenetischen Betrachtungsweise beachtet. Entscheidende Punkte mußten so unerörtert bleiben.

Für eine rituelle Bestattung spricht auf den ersten Blick die Ost-West-Orientierung (Gang ins Totenreich?), die Einlagerung in Röteln, der Schmuck und vor allem die mesolithische Sitte der Zweitbestattung von Schädeln und Langknochen, die eine eingehende (animistische) Beschäftigung mit dem Los der Verstorbenen einschließt. Ferner könnte auf die Sepulkralbräuche der Paläoasiaten Sibiriens und anderer sogenannter Primitiver, auf die gesteigerte Bewertung des Kopfes im Ägypten der I.–III. Dynastie (Klingbeil, Kopf und Maske bei den Primitiven, 1933, und Kopf-, Masken- und Maskierungszauber in

den antiken Hochreligionen, insbesondere denen des Alten Orients, 1935) und auf die Teilbestattungen im vorgeschichtlichen Vorderasien und nordwestlichen Indien (Piggott, Prehistoric India, 1952, deutsche Bearbeitung demnächst bei Kohlhammer) verwiesen werden. Aber Schädel und Langknochen sind fast immer zusammen beigesetzt worden und die Träger der Kulturen Ägyptens, Vorderasiens und Indiens waren Ackerbauern, die Menschen der Mittelsteinzeit jedoch Jäger und Wildbeuter. Darüber hinaus findet sich zumindest in Ägypten, in der religiös-mythischen Vorstellungswelt der Babylonier und Assyrer und bei den Naturvölkern mit einer ackerbäuerlichen Lebensweise die Idee des erhöhten Kopfes neben der Teilbestattung, die sich auch, wenn auch in geringerem Umfange, bei den Altvölkern Zentral- und Nordasiens nachweisen läßt.

Erst im Moustérien kam der Brauch auf, die Toten zu bestatten, im Aurignacien wurden dann regelmäßige Begräbnisse üblich (Albright, Von der Steinzeit zum Christentum, 1949, p. 127). So haben sich aus dem Anfang des Mesolithikums in Mugharet et-Tabun beim Karmel – um nur ein Beispiel hier anzuführen – die Leichen von zwölf Menschen erhalten, die unverseht beigesetzt worden sind (Keith-McCown, The Stone Age of Mt. Carmel, Bd. 2, 1939). Die Bewohner der einstigen Karmelhöhle wie die, welche die Gruben in der Ofnet aushoben und jene, welche die ebenfalls mesolithische Schädelsetzung im Hohlestein (Lonetal) – Völtzing und Wetzell entdeckten im Jahre 1937 drei Schädel von einem Manne, einer Frau und einem Kinde, die auch mit den ersten Halswirbeln vom Rumpf abgetrennt worden waren<sup>1</sup> – tätigten, waren Jäger, die in geringerem Maße unter dem Einfluß chthonischer Elemente gestanden haben als die kulturhistorisch auch jüngeren Hirten- und Ackerbaukulturen. Auch die Beschädigungen der Schädel und das Fehlen der Langknochen sprechen gegen die Annahme, daß es sich bei den Gruben in der Ofnet um eine besondere Bestattungsart handelt.

Lassen sich nun Gründe dafür namhaft machen, daß hier, wenn auch nicht sicher, so aber doch wahrscheinlich eine besondere Opfergesinnung sich angedeutet findet?

Handelt es sich bei den Schädel-einlagerungen in der Ofnet um ein mittelsteinzeitliches Depotopfer? Eine erste Hilfe bietet A. Gahs (Kopf-, Schädel- und Langknochenopfer bei Rentiervölkern, 1928, Festschrift für W. Schmidt, p. 231–268), der nachweist, daß das sogenannte Primitiaalopfer an die Hochgottheit oder auch an den Wild- und Jagdgott bei den Angehörigen ethnologischer Altvölker eine verhältnismäßig weite Verbreitung gefunden hat. Für die Altsteinzeit stellte Menghin die Belege zusammen (Der Nachweis des Opfers im Altpaläolithikum, Wiener Prähistorische Zeitschrift, 1926, p. 14–19), die A. Closs

<sup>1</sup> Der nicht weit von der Ofnet im Jahre 1913 von Birkner am Kaufertsberg gehobene mittellangköpfige Schädel, der von gleichem Alter ist und wohl zur gleichen Formgruppe gehört, kann hier außer Betracht gelassen werden.



jüngst noch für das gesamte Paläolithikum und das Nachleben bei den Indogermanen erweiterte (Das Versenkungsopfer, in *Kultur und Sprache*, 1952, p. 66–107). So kann in der Tat der Gedanke nicht fern liegen, daß selbst bei Berücksichtigung des primitivkulturellen Brauches, den Kopf und einzelne Röhrenknochen nur des Jagdtieres zu opfern, den Schädeleinlagerungen in der Ofnet religiöse Gedanken und Maßnahmen zugrunde liegen, zumal Wölfel (Die Religionen des vorindogermanischen Europa, 1951) auf das intensive Fortleben solcher Opfer, insbesondere des Haaropfers als unblutiges Überbleibsel<sup>2</sup> eines primären Menschen- beziehungsweise Kopfofers, im Megalithikum hinzuweisen vermochte.

Man wird zunächst einwenden, daß es sich bei den prähistorischen beziehungsweise naturvölkischen Depotopfern fast stets um Einlagerungen von Tierköpfen oder Tierknochen handelt, aber allein der eindeutig dem frühen Pleistozän zugeschriebene Fund von Tschou-kou-tien – die meist beschädigten Menschenschädel überwiegen hier die Tierknochen in der Mehrzahl (Teilhard, Pei und andere, zitiert Kern, *Der Beginn der Weltgeschichte*, 1953, p. 46<sup>3</sup>) – und die Vorarbeiten von Gahs über die Anfänge des Menschenopfers, die dann Koppers in seiner Aufgliederung des Pferdeopfers mitverwertete (Pferdeopfer und Pferdekult der Indogermanen, *Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik*, 1936, p. 279–411), begegnen solchen Einwänden und ebenso die Tatsache, daß in ethnologischen Schichten, die der Steinzeit entsprechen, sich Parallelen hierzu finden.

Schließlich sei noch in diesem Zusammenhang auf die kulturhistorisch und menscheitsgeschichtlich jüngeren (voreisenzeitlichen) Opferdepots von Vemmerlöv in Südschonen verwiesen. Eine dieser Gruben barg neben blutig geopfertem Resten eines Hirsches sowie Relikten von Rind, Ziege und Wildschwein auch die geopfertem Schädel von drei Erwachsenen und einem zweijährigen Kinde – sämtlich kurzköpfig (Ebert, *Reallexikon der Vorgeschichte*, 14, p. 112 ff.). Derartige Opfergruben aus noch jüngerer Zeit finden sich vor allem in illyrischen Gebieten (Bayer, Mannus, 1930, p. 374). Auch die von Lossow erscheint nach Unverzagt (*Nachrichtenblatt der deutschen Vorzeit*, 1941, p. 245 ff.) als illyrisch.

Diese Gruben, wie die auch mit Beginn des Mesolithikums häufiger anzutreffenden förmlichen Schädelsetzungen (dazu gehören auch die im Hohlstein) lassen eher auf ein Opfer schließen<sup>4</sup>, als auf eine noch von Closs

(l. c., p. 72) angenommene rituelle Bestattung nach vorheriger Opferhandlung.

Die Deutung des Schädeldepots in der Ofnet als Opfer muß aber noch scharf von anderen dem Opfer nahestehenden Handlungen abgegrenzt werden. Pfister sah in dem Depot eine „Kraftzentrale“ und eine Kollektion von „Reliquien“. Vom Leib getrennte Schädel deuten nun leicht auf Magie und auf Pietät, vor allem, wenn man an die hochkulturelle Bewertung des Kopfes denkt. Aber abgesehen davon, daß Teilbestattungen nichts ungewöhnliches für die frühe Menschheit sind, so sollte man sich doch stets bewußt bleiben, daß die spezifische Idee des Opfers die der Gabe ist und daß sie kulturhistorisch älter ist als die dem Opfer erst sekundär zugewachsene Absicht der magischen Kraftsteigerung. Gegen die Annahme, das Depot sei ein Zeugnis für den Totenkultus oder ein Ausdruck der Ahnenverehrung der mesolithischen Jäger sprechen auch die Kinderschädel (Maringer, *De Godsdiensdienst der prähistorie*, 1952, bringt hierzu das Material und den ethnologischen Kommentar) und gegen die Deutung als Reliquienkollektion das Fehlen von ethnologischen Entsprechungen in zeitlich annähernd gleichen Schichten heutiger naturvölkischer Kultur. Für die kultische Tötung spricht die Beschädigung der Schädel (auch Rieth, l. c., p. 36) und für den Opfercharakter des Depots und des Opfercharakters selbst als Gabenopfer der von Ethnologen und Prähistorikern gut begründete Opferkult im Drachenloch des Taminatales in der Schweiz (Koppers, *Festschrift für P. v. d. Mühl*, 1945, *Urmensch und Urreligion*, 1946, p. 140 f. und *Der Urmensch und sein Weltbild*, 1949, p. 228 f.), der zwar in erster Linie eine Art Erstlingsopfer von Kopf und Langknochen des Höhlenbären an das Höchste Wesen (Terminologie der Wiener Schule) darstellt, aber zur Erhellung des Sinns der Ofnet-Schädelsetzungen neben dem sonstigen vorgeschichtlichen und völkerkundlichen Material herangezogen sein mag.

Es scheint also, wenn man von der mesolithischen Sitte der Zweitbestattung von Schädeln und Langknochen (stets zusammen, was für den Fund in der Ofnet nicht bezeugt ist) absieht, daß wir es bei den Schädeldepots in der Ofnet mit einem mittelsteinzeitlichen Zeugnis einer Opfergesinnung zu tun haben, die zweckfrei gewesen ist und an die Erstlingsopfer und kultische Tötungen heutiger primitivkultureller Jäger wie auch der steinzeitlichen Wildbeuter in vielem erinnert.

Der Charakter eines Gabenopfers eignet den Ofnet-Schädeln kaum weniger als den Einlagerungen von Beutetieren durch die mesolithischen Jäger. Und die Vorstellung, den Kopf als Gabe dem höchsten Wesen zu spenden, ist nicht nur auf das Mesolithikum beschränkt. Eine Schwierigkeit ergibt sich jedoch, wenn man mit Jensen (*Mythos und Kult bei Naturvölkern*, 1951, p. 197 ff.) annimmt, daß die blutige Tötung ursprünglich überhaupt keinen Opfercharakter hatte. Dann bleibt offen, wie sie ihn erworben haben könnte und welchen Sinn die kultische Tötung zunächst hatte.

<sup>2</sup> Spuren von alten Menschenopfern in Schwaben vermerkt U. Jahn, *Die deutschen Opferbräuche*, 1884, Neudruck 1935, p. 150; vgl. auch Hünnerkopf, *Sachwörterbuch für Deutschkunde II*, 1930, p. 895.

<sup>3</sup> Vgl. Grahmann, l. c., p. 200 f.

<sup>4</sup> Die Studien von Sartori über das Bauopfer, *Zeitschrift für Ethnologie*, 1898, p. 1 ff., Westermarck, *Fundamentalopfer und Bauaberglaube*, *Geistige Arbeit* 1934 und Loeb, *The Blood Sacrifice Complex*, *Mem. Am. Anthr. Ass.*, 1932, bestärken Verf. in seiner Annahme, beim Schädeldepot in der Ofnet handele es sich um ein Opfer.





Haus von Schmitthenner am Kriegsberg in Stuttgart.  
Aus „Das deutsche Wohnhaus“, Konrad Wittwer Verlag, Stuttgart

### *Weihnachtsspruch*

Jede Kerze, fromm entzündet,  
Glüht das Weltendunkel lichter.  
Jedes Herz, uns treu verbündet,  
Schließt den Ring vorm Grauen dichter.  
Glühe Herz, sei lauter Licht.  
Anders weicht das Dunkel nicht.

*Gerhard Schumann*



## Paul Schmitthenner

zum siebenzigsten Geburtstag am 15. 12. 1954

Aus dem wunderbaren Land, wo die schönste Blüte der Gotik, das Straßburger Münster, sich erhebt, wo in den glühenden Farben die erhabenen Bilder des Isenheimer Altars vom gewaltigsten Geschehen der Menschheit künden, von wo Allertiefstes herüberklingt, wie das Lied „Es kommt ein Schiff geladen“ – von dorthier kam unser Meister zu uns nach Schwaben.

Wie reich doch aus dem Dornendickicht seiner Geschichte dieses Elsaß Blüten treibt, bis zum heutigen Tage!

Leuchtend über allen Albert *Schweitzer*, von lebendiger Frömmigkeit und Bachscher Musik getragen, der Kündler von der „Ehrfurcht vor dem Leben“ – also nach Goethe gleichsam vor dem, was *über* uns ist – ein helles Licht in dunkler Zeit.

Vor zwei Jahren beglückwünschte Rudolf Lempp im Namen des Schwäbischen Heimatbundes einen andern großen Elsaß-Lothringer zum 75. Geburtstage – Paul *Bonatz* – den Schicksalsgefährten unseres Meisters, den man einen Kündler der Ehrfurcht vor unserer Zeit und ihren Forderungen – also gleichsam vor dem was *um* uns ist – nennen könnte.

Als einen dritten Kündler der Ehrfurcht, in diesem Falle vor dem Unscheinbaren in der Baukunst, dürfen wir den mit Paul Bonatz zusammen mit dem Orden „*Pour le mérite*“ für Architektur ausgezeichneten Paul *Schmitthenner* nunmehr zum 70. Geburtstag beglückwünschen. Wenn wir wieder Goethes Drei Ehrfurchten zum Vergleich heranziehen dürfen, so haben wir es hier mit der Ehrfurcht vor dem was *unter* uns ist zu tun. Wie hat unser Meister eine ganze Architektengeneration in der Ehrfurcht vor dem Gottgegebenen der Natur, dem Boden, dem Stein, dem Baum und Strauch, aber auch vor dem, was unsere guten Alten konnten, erzogen.

Aber nicht nur erzogen, sondern in die schöpferische Tat umgesetzt. Wie rein leuchteten einst die hellen Mauern vor dem Grün der Wiese und des Gartens. Wie zauberhaft zart spielten die Schatten der Bäume und Büsche auf den weißgetünchten Wänden des Hauses auf dem Kriegsberg. Wie warm und herzerquickend stand hierzu das ungestrichene Kiefernholz der Dachgesimse und der Haustüre! Wie froh glänzte darauf der blanke Messinggriff. Die zarte Beschwingtheit der Gitter, die feinen Linien des schmiedeeisernen Tores, die warmroten Sandsteinplatten, und brüderlich vereint mit all dem wieder das feingliedrige Geäst des Kirschbaums! Welche Musik! Wie schrieb 1932 der Freund Paul Schmitthenners, der treue Heger und Pfleger unserer Heimat, Ernst Fiechter: „Kann einer so heiter, so innerlich von Wohllaut erfüllt schreiben, wie er baut? Unser Freund ist ein Mensch, der Häuser dichtet, Gärten singt und die Menschen, die ihn verstehen, liebt. Es ist alles Seele an ihm, alles was er treibt, ob er baut, singt, spielt oder trinkt, es lockt,

erheitert, es macht froh.“ Aus solcher Atmosphäre, aus dem Gleichgewicht der geistigen und leiblichen Kräfte unseres Meisters, entstanden die beispielhaften Werke, welche auch in Fachzeitschriften und eigenen Veröffentlichungen große Beachtung erfahren haben. Vor der Stuttgarter Lehrtätigkeit schuf er 1918 die Siedlung Staaken, nach Bonatz damals „mit weitem Abstand die beste Siedlung“, und die Siedlung Plaue, „unmittelbarer Ausdruck eines warmen Herzens“. Im süddeutschen Raum, insbesondere in Stuttgart entstanden neben einem Kranz von schönen Landhäusern, der Umbau des Waisenhauses zum Deutschen Auslandsinstitut mit Vortragssälen, Gaststätten und Büroräumen, ein Zeugnis reicher Gestaltungsphantasie (1925). Die Hohenstein-Schule in Zuffenhausen (1929), nach dem Brand des alten Schlosses (1931) der Wiederaufbau mit Museumsräumen, großen Sälen, wobei eine Fülle von baulichen Ideen Gestalt annahmen.

Das Klima des Dritten Reiches war dem Meister nicht zuträglich, so sehr die Machthaber jener Zeit um seine Mitarbeit warben. Der Verehrer des Unscheinbaren und Verkünder des sanften Gesetzes paßte nicht in diesen Zeitgeist. Unbeirrt ging er seinen Weg. Bescheidenere Arbeiten, Straßenmeistereien, Wiederaufbau seines Geburtsorts Lauterburg i. E., Planungen für Rheinbrücken und anderes entstanden. Mehr und mehr reifte Schmitthenner damals zum großen Lehrer. Bonatz schreibt in seinem Buch „*Leben und Bauen*“: „Es gibt keinen Lehrer von dieser Fähigkeit und Hingabe in der Vermittlung der Grundelemente der Baukunst wie Schmitthenner.“ Die so entwickelten pädagogischen Methoden haben stand gehalten und werden selbst von Vertretern anderer Architekturrichtungen heute noch anerkannt und angewandt. Wie man überhaupt auch in unserem heutigen modernen Bauen mehr auf Schmitthenner zurückgeht, als man dem äußeren Anschein nach annehmen sollte.

Darüber wird wohl Theodor Fischers Geleitwort zu einer Schmitthenner-Veröffentlichung von 1927 auch heute noch gelten: „Es wird sich ja zeigen, wer länger aushält und besser abschneidet, die sich ohne Rückhalt ausgeben in ungeschlachter Sachlichkeit, der so viel Eitelkeit beigemischt ist, oder die haushalten und ihren Teil in Harmonie und mit einem Lächeln auf den Lippen tun.“

Diejenigen, die an unserer Heimat bauen, sollen nicht meinen, daß sie bei Schmitthenner ausgelernet hätten.

In der Nachkriegszeit wurden von Schloß Kilchberg bei Tübingen aus, wo Schmitthenner nach Totalzerstörung seines einmalig schönen Hauses auf dem Kriegsberg in Stuttgart eine Zuflucht gefunden hatte, der Olgabau, Banken, Kirchenerneuerungen, Kirchenentwürfe, Wohnhäuser, städtebauliche Wiederaufbauplanungen und Beratungen im ganzen Bundesgebiet bearbeitet bzw. gebaut.

Möge nach schweren Jahren des Verlustes, welche Paul Schmitthenner durch den letzten Krieg besonders stark getroffen haben, Dankbarkeit und Treue der Bauleute und Heimatfreunde noch lange Zeit den Lebensweg des nimmermüden, in voller Rüstigkeit stehenden Baumeisters begleiten.

Paul Heim



## Schwäbisches Erbe - steirische Mundart

Zum zehnten Todestag des Dichters Hans Klopfer

Von Hermann Bausinger

„Schwäbische Heimat“ – es scheint nicht weiter verwunderlich, wenn einer so das erste Kapitel seiner Lebenserinnerungen überschreibt. Wie man aus der Geborgenheit des Elternhauses langsam hinaustritt in die vielen kleinen Abenteuer einer weiteren Umwelt, wie man hineinwächst in ihr Denken und Reden und Tun, das läßt sich nicht leicht anders bezeichnen als mit diesen beiden Wörtern. Merkwürdig aber ist es, wenn so der Lebensbericht eines Mannes beginnt, dessen Vater zwar ein Schwabe ist, der selber aber nur immer besuchsweise ins Schwabenland kam. Und so liegt der Fall bei Hans Klopfer, der 1867 in der Steiermark zur Welt kam, und der seinem Geburtsland ein Leben lang treu blieb in ärztlichem Wirken, bis er am 27. Juni 1944 in Köflach starb. Er muß das Wort vom Vätererbe, das so oft leichtfertig hingeworfen wird, ganz und gar ernst genommen haben. Er betrachtete, was er an Freuden und Leiden des Berufs und der Geselligkeit erfuhr, nur als ein Kleid, das einem der Alltag überwirft. „Und darunter wächst der Mensch aus einem innersten Kern, unmerklich, aus Vererbung, natürlicher Anlage und eigener Zucht, in Tugend und Sünde, sprengt da verbrauchte Schalen, setzt dort neue Triebe an und lernt allmählich in stillen Stunden – und die sind selten – nach innen zu lauschen, zu geheimer Zwiesprache mit der eigenen Seele, und was sie etwa dazu zu sagen weiß.“ Das sind schöne Worte, die sehr unverbundlich sein können; für Klopfer aber bedeuten sie eine konkrete Wirklichkeit und führen ihn hinüber in die schwäbische Heimat.

Sein Vater wurde 1834 – „im berühmten Weinjahre, das aber gerade wegen seiner heißen Dürre der schwäbischen Landwirtschaft übel im Gedächtnis geblieben ist“ – als Sohn des Messerschmieds und chirurgischen Instrumentenmachers Georg Klopfer zu Giengen an der Brenz geboren. Von hier aus bezog er die Universität Tübingen. Aber da in Österreich großer Mangel an Ärzten herrschte, beendete er sein medizinisches Studium in Graz und landete schließlich als Arzt in Eibiswald, einem kleinen Ort in der südlichen Steiermark. Er heiratete eine steirische Lehrerstochter, Wiki Fuchs, von der zwei Brüder bedeutende Musiker ihrer Zeit waren. Hans Klopfer war das mittlere von drei Kindern.

Wenn er von Giengen spricht, so denkt er zuerst an das großelterliche Haus. Dann aber auch an die hochangesehene Sippschaft der *Schnapper*, die zur nächsten Verwandtschaft gehörte. Eine Schwester des Vaters hatte den Braumeister und Wirt „Zum Goldenen Löwen“ geheiratet; und dem Tun und Treiben in seiner Gastwirtschaft, die heute leider nicht mehr als solche besteht, schauten die Kinder bei ihren Besuchen besonders gerne zu. Diese Kindheitsbesuche mögen viel zu der besonders herzlichen Liebe beigetragen haben, die Hans Klopfer

für unser Land in sich trug. Ferienorte sind ja eigentlich immer schön und liebenswert.

Indessen so war es nicht, daß sein Alltag und seine Arbeit der Steiermark, seine sonntägliche Liebe aber allein dem Schwabenland gehört hätte. Hans Klopfer war einer der bedeutendsten steirischen *Mundartdichter* – es gibt viele steirische Kenner, die ihn sogar über Peter Rosegger stellen –, und schon das zeigt, daß er seiner Geburtsheimat auch gewissermaßen festlich zugetan und verbunden war. Auch er studierte Medizin und begann seine Praxis als Bergwerksarzt in Köflach. Damals interessierte er sich für die abwechslungsreiche Besiedlungsgeschichte seines Landes und schrieb historische Abhandlungen, chronistische Arbeiten und gelegentlich auch kleine Geschichten, die alle auf dem Boden der Steiermark, aber alle in historischer Zeit spielen. Zur Mundartdichtung kam er erst später. Als im ersten Weltkrieg der steirische Verein für Heimatschutz den Landsleuten Grüße in den Schützengräben sandte, da trug Klopfer seine ersten steirischen Gedichte bei. Von da an aber blieb er der mundartlichen Dichtung treu.

Überblicken wir seine Gedichte, so finden wir eine Vielfalt von Themen, Tönen und Stimmungen. Reine Lieder wechseln mit anekdotisch erzählenden Gedichten, schwerfällig besinnliche mit übermütig humorvollen. Der Humor begreift auch das Heilige mit ein. Der Herrgott am Kreuzweg läßt den Heimkehrer gutmütig wieder ins Dorf zurück:

„Wegn oan Lumperl follt da Himmel net zua,  
zan Betn sant eh olti Weiba no gmua (genug).“

Die heiligen Nikolausgestalten sind dem Buben nicht ganz geheuer. Hinter dem „Bartl“ vermutet er den Forstadjunkt, und der Bischof –

„Und sowul i sist recht kristngläubi bin:  
i hätt gmoant, es is die jungi Lehrerin.“

Und tatsächlich entdeckt er auch noch, wie der Bartl den Bischof küßt. – Das sind Beispiele einer selbstverständlichen und tiefen Frömmigkeit, der das Lächerliche keine Anfechtung ist – jener Frömmigkeit, die uns Schwaben durch den freilich derberen Pater Sebastian Sailer vertraut ist. Solcher Frömmigkeit ist alle Enge fremd und Toleranz selbstverständlich. Die Mutter Klopfers las gern in Zschokkes „Stunden der Andacht“, ohne daß sie dessen protestantische Herkunft kannte oder störte. Und so wie auch den offeneren Protestanten die glänzende Pracht katholischer Barockkirchen ergreift, so regte die großschiffige Giengener Stadtkirche, „regten die ernste, fast nüchterne Ausstattung des Inneren, die fremde Sitzordnung, der strenge Ritus, der ernste Gesang der Gemeinde durch Aug und Ohr das Gemüt des Eibiswälder Ministrantenbübels immer wieder aufs nachdenklichste an.“

Vergleichen wir Klopfers Mundartgedichte mit der schwäbischen Mundartdichtung, so ist es ein Themenkreis, der bei ihm besonders hervortritt: die *Liebe*. Deutlicher als draußen in der Natur „meld't si's Fruahjohr in Bluat“,



und eigentlich ist der ganze Jahreslauf beherrscht von diesem überschwenglichen Gefühl, von der Lust des Sich-Findens und dem Schmerz des Scheidens. Gewiß, auch der schwäbischen Mundartdichtung ist dieses Thema nicht ganz fremd; aber es wird schier schamhaft versteckt.

„Ond em Schatte wisperets währle  
Grad wie vom e Liebespärle“,

heißt's bei August Lämmle. Und bei Sebastian Blau wird die Liebe vollends in die Nacht verbannt:

„... iatz hend d'Liabespaar em Donkle'  
d'Katze' ond dr Naachtkrabb s Woat.“

Wo es doch einmal „steirisch“ zuzugehen beginnt, da steht der Hofbauer da und droht:

„Aber d'Jugend so verfüahra,  
Schla mi's Bläßle, goht it a'.  
Siehni nomol karassiera,  
Schlani äll in Tenna na'.“

So bei Michel Buck; und selbst Karl Borromäus Weitzmann, der doch gewiß kein Blatt von den Mund nahm, legt seine Gedanken über die Liebe am ehesten noch zürnenden Barockgöttern in den Mund. Überhaupt scheint der schwäbischen Mundartdichtung die Neigung eigen, gelegentlich lehrhaft den Zeigefinger zu erheben; und es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß in Klopfers Dichtung der sonst in der mundartlichen Poesie weitverbreitete Weisheitsspruch völlig fehlt, und daß er immer wieder bekennt: „Jo, mit da Tugnd hon i oft mei Kreuz!“

Aber bleiben wir noch einen Augenblick beim Thema Liebe. Rosegger überschrieb ein Gedicht: „Brenhoaßi Liab“; und bei Klopfer heißt es einmal:

„Hon a Feuerl zan hüatn, brinnroat und so hoaf,  
doß i's immaramol neama zuazdeckn woaf.“

Wo sich im schwäbischen Gedicht solche feurige Liebe doch einmal hervorwagt, da geschieht es am ehesten noch unter dem Titel „Vertwischt“, wie's bei Michael Buck heißt. „Schau spitz i's Maul...“, aber da kommt natürlich der Vater des Mädchens dazu. Man wird kaum die dichtere Besiedlung des Schwabenlandes allein für diesen Unterschied verantwortlich machen dürfen. Vielleicht ist der Grund dafür überhaupt nicht so sehr in den Lebensverhältnissen zu suchen, als in einer heimlichen, unvermerkten Konvention über das, was im Gedicht behandelt werden kann und was nicht. August Lämmle nennt den Schwaben einmal „a weng schreckhaft, a weng zag“, während Rosegger dem Steirer auf seinem Heimatschein vor allem bestätigt, er sei „auswendi grodwek“, das heißt geradeweg und freimütig. Vielleicht liegt hier der Unterschied begründet.

Dazu kommt noch ein anderes. Bei Rosegger heißt es auch einmal:

„Und sing ih von Busserlgebn, daß ih's gern thua,  
es is nit so gfarlih – ih kim nit dazua!“

Ob nun diese Versicherung oder ob doch das in seinen Gedichten Geschilderte der Wahrheit entspricht, vermögen

wir nicht zu sagen. Sicher ist, daß durch die Dichtung Roseggers so gut wie durch die Klopfers ein *schauspielerischer* Zug geht, eine unverkennbare Freude an der angenommenen Rolle. Der Kenner der mittelalterlichen Literatur mag hier an Ulrich von Lichtenstein denken, der Landeshauptmann von Steiermark war. Klopfer war viel zu gesund und viel zu fest verankert in seinem beruflichen Wirken, als daß er wie sein mittelalterlicher Landsmann in alle möglichen Berufe und Kleider hätte schlüpfen können; aber in seiner Dichtung lebt er sich in alle Rollen prächtig ein. Unsere schwäbischen Mundartdichter besingen im allgemeinen verschiedene Berufe – sie stehen ihnen gegenüber; bei Klopfer singen verschiedene Berufe ihre Lieder, ihre Gedanken und Sorgen. Vielleicht tut sich Klopfers feiner ärztlicher Blick darin kund, wie er sich in die Rolle des Kranken, aber auch in die des Keuschlers (Kleinbauern), des jungen Mädchens, des Wegmachers, des Tagelöhners, des Heimkehrers, ja sogar des gefangenen Russen versetzt.

Die Frage nach dem spezifisch Schwäbischen in Hans Klopfer bringt uns in Verlegenheit. Unterschiede sind immer leichter zu fassen als das Gemeinsame; aber es ist aus seinen Gedichten doch zu spüren, daß dieses Gemeinsame nicht fehlt. Klopfer selbst hat einmal in einem Gedicht für seine Kinder fein säuberlich deren mütterliches und väterliches Erbteil geschieden; und da seine Frau eine ganze Steirerin war, müßte für ihn selber eigentlich vor allem auch das Schwäbische verbleiben. Nachdem er seiner Frau das bessere Teil zugewiesen hat, schreibt er:

„Oba's Lohn und Woan in oan Häferl banond,  
und's Jauzn und Singen und's Wonnan (Wandern)  
in Lond  
und dos Schaun und dos Zuakehrn in an lustigen  
Quotier  
und a Todstünd, a kloane – immramol – is von mir!“

Aber wir glauben ihm nicht so ganz und möchten diese Charakteristik eher seiner *Bescheidenheit* zuschreiben – und vielleicht ist diese Bescheidenheit in ihrer besonderen Färbung ein schwäbisches Merkmal, wenn es nicht allzu unbescheiden ist, dies anzunehmen. Schon die oben beschriebene Art und Weise, wie Klopfer unversehens und gewissermaßen „hehlingen“ zum Mundartdichter wurde, zeugt von dieser schönen Bescheidenheit; und im Lebensbericht des Dichters finden sich mannigfache Belege dafür. So redet der Dichter nur in tiefer Ehrfurcht von Peter Rosegger, den er noch kennenlernen durfte. Und ist es nicht auch Zeichen liebwerter Bescheidung, wenn Klopfer im Zurückdenken an eine Kindheitsfahrt auf den Rigi gesteht, daß ihm ein kleines Schneeballgefecht mit dem Schwesterlein Mitzi viel klarer in Erinnerung ist als die schimmernde Unendlichkeit der Bergwelt? Vielleicht tun wir jener Schneeballschlacht zu viel Ehre an, vielleicht aber kündigt sich in der Art dieses Rückblicks tatsächlich auch jene „Andacht zum Unbedeutenden“ an, die man nicht nur als biedermeierliches, sondern auch als schwäbi-



sches Charakteristikum herausgestellt hat. In all seinen Gedichten sieht Klopfer die innere Größe so gut wie die natürliche Schwäche aller Menschen und Dinge; und immer zeigt sich seine begnadete Fähigkeit, sowohl ihre Größe als auch ihre Schwäche herzlich zu lieben.

Wir bemerken nicht ohne Genugtuung das „sowohl – als auch“, das uns im letzten Satz unterlaufen ist; und wir könnten uns in der Überzeugung beruhigen, damit dem Schwäbischen bei Klopfer doch sehr nahegerückt zu sein. Aber es ist uns nicht ganz wohl dabei. Vor einigen Wochen saßen wir in der schönen Stube bei den Geschwistern Friederike und Margarete Schnapper, den letzten in Giengen lebenden Verwandten Hans Klopfers, die seiner Generation angehören. Wir blätterten in dem alten, in Leder gebundenen und mit einem Goldschloß versehenen Familienalbum. Viele Gestalten und Gesichter – jedes anders, alle verwandt. Und wenn wir ein imposantes Gesicht entdeckt hatten und suchten es schnell einem der schwäbischen Geschlechter zuzuweisen, so war's gar oft eines aus einer rein steirischen Seitenlinie. So deutlich das innere und äußere Bild Hans Klopfers schwäbische Züge trägt – sobald ein Schwabe das Schwäbische zu umreißen versucht, scheint er in Gefahr zu sein, statt dem Schwäbischen das wertvoll Menschliche überhaupt anzusprechen.

Vielleicht müssen wir uns dankbar begnügen mit der schönen Brücke, die Hans Klopfer selber von der Steiermark zurück in des Vaters Heimat schlug: mit den anerkennenden und liebevollen Worten, die er im Bilderbuch seines Lebens für das Schwabenland findet. Für das Schwabenland, das sich ihm verkörpert in der kleinen Stadt Giengen: „So hat sich der Begriff Giengen in meiner Erinnerung mit den Jahren zu einem Bild verwoben, in das auf dem dunklen Hintergrunde alter Zeiten die festen Fäden moderner Wirtschaft eingetragen sind.“ Und ein andermal faßt er den Eindruck, der ihm von all seinen Fahrten ins Schwabenland blieb, in die paar Worte zusammen: „Ordnung und Sauberkeit im Stadtbilde und seiner Pflege, in Wirtschaft und Verwaltung des Gemeinwesens bei rühriger Tätigkeit in Handel und Wandel.“

## Gedenktafelvertrieb

Am 2. November 1954 ging mir folgender Brief zu:

Sehr geehrter Herr Professor!

Vor etwa 2 Jahren hat mich ein Vertreter der Firma *Gedenktafelvertrieb* aufgesucht, um mich dafür zu erwärmen, daß in der Gemeinde eine Gedenktafel für Gefallene und Vermißte aufgestellt werde, welche von dieser Firma hergestellt werden sollte. Die Hinterbliebenen sollten für diesen Zweck ein Photo des Gefallenen zur Verfügung stellen und die Firma wollte diese Photos auf einer etwa 1,20 m hohen und 0,80 m breiten Tafel einzeln in ovalen Bildern zusammenstellen. Am Rande

dieser Tafel sollte Eichenlaub aufgemalt werden. Angeblich seien Künstler mit der Ausfertigung beauftragt. Diese große Tafel werde der Gemeinde unentgeltlich zur Verfügung gestellt, während den Angehörigen eine Miniaturausgabe als Haustafel angefertigt werde. Die Hinterbliebenen sollten der Firma das Photo übergeben und außerdem 10 DM dazu.

Ich habe dieser Firma seinerzeit abgesagt und erklärt, daß in der hiesigen Gemeinde eine solche Tafel nicht erwünscht sei, obwohl ich wußte, daß in verschiedenen Nachbargemeinden diese Tafel sofort bestellt wurde. Vor einigen Wochen hat nun dieselbe Firma unser Dorf mit mehreren Vertretern an einem Tag besucht, an welchem ich abwesend war. Sie gingen jedoch sogleich zum Vorstand des *Verbands der Körperbeschädigten und Hinterbliebenen* hier, E. Sch., welcher den Vertretern ein Schreiben mitgab, worin er erklärte, daß er gegen die Bestellung nichts einzuwenden habe und für die Aufstellung der Tafel in der Gemeinde sorgen wolle. Mit diesem Schreiben liefen die Vertreter von Haus zu Haus der Hinterbliebenen und kassierten sogleich 5 DM als Anzahlung beziehungsweise den vollen Betrag mit 10 DM. Tags darauf erhielt ich Kenntnis von dem Vorgang. Ich empfahl Herrn Sch., sofort alle Beteiligten zusammenzurufen und den Rücktritt vom Vertrag zu erklären, *da die Gemeindeverwaltung diese Tafel nicht aufstellen werde*. Daraufhin unterschrieben eine Anzahl Beteiligter die Rücktrittserklärung, welche sofort per Eilboten an diese Firma geschickt wurde. Die Firma gab den Beteiligten, worunter auch Pfarrer F. hier ist, immer nur ausweichende Antworten und ließ die Tafel sofort anfertigen und persönlich durch Vertreter in den Ort bringen, wo sie sogleich von den Beteiligten den Restbetrag mit 5 DM kassierten.

Soweit der Sachverhalt. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Herr Professor, wenn Sie sich zu dieser Angelegenheit äußern würden. *Auf vielen Rathäusern hat diese Tafel schon Eingang gefunden*. Halten Sie diese nicht für einen ausgesprochenen Kitsch und das ganze Vorgehen eine Geschäftemacherei? Die hiesige Gemeinde will sehr gerne, wenn sie wieder besser bei Kräften ist, ein *Gefallenen-denkmal* erstellen und die Gefallenen auf diese Weise ehren. Weil ich weiß, daß Sie Vorsitzender des Betreuungskomitees für Gefallenen Ehrenmale sind, wende ich mich an Sie. Ich habe dazu Anlaß, weil mir auch heute ein Schreiben des Herrn Sch., Vorstand des VdK, zugegangen ist, in welchem es als Wunsch vieler Bürger bezeichnet wird, daß diese Tafel zur Erinnerung auf dem Rathaus zur Aufstellung gelange. Für Ihre baldgefl. Äußerung wäre ich besonders dankbar.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Bürgermeister ...

Es braucht keiner weiteren Begründung, daß nicht bloß die kitschigen und unserer Gefallenen unwürdigen Tafeln abzulehnen sind, sondern auch das Geschäftsgebaren der Firma *Gedenktafelvertrieb* ...

Schwenkel



*Die große Prüfung.* Neue Gedichte von *Gerhard Schumann*. Keßler-Verlag, Mannheim. DM 5.80. – Nach acht Jahren des Schweigens ist der Lyriker Gerhard Schumann mit einem neuen Gedichtband an die Öffentlichkeit getreten. Schon der Titel dieses Werkes deutet darauf hin, daß hier kein Dichter zu uns spricht, der sich eilfertig „umgestellt“ hat, sondern ein wahrhaft Verwandelter und Geläuterter; keiner, dem hartes Erleben den Blick getrübt hat, sondern ein Schaffender, dessen Werk und Wesen in bitteren Jahren der Not, in der „großen Prüfung“ seines Lebens geprägt worden sind.

So steht am Beginn der Sammlung eine Reihe von Gedichten, die Dokumente jenes Erlebens sind und des Ringens um einen festen inneren Standpunkt dem eigenen Schicksal gegenüber. Zu ihnen zählen vor allem die Gedichte aus dem Lager, das auch Gerhard Schumann nicht erspart geblieben ist, und hier gelingen ihm Verse von einer herben Schönheit, die dem Ressentiment keinen Raum lassen, sondern dem „Warum“ mit bohrendem Eifer auf den Grund gehen. Daneben hören wir ergreifende Klänge, in denen der Dichter zum Mund für die Gefühle und Empfindungen wird, die Tausende und Zehntausende mit ihm geteilt haben („Falter“, „Im Drahtgeviert“, „Ein Kind“ u. a. mehr). Diese Verse gipfeln in einem dankbar jubelnden Ausruf über das Glück der neugeschenkten Freiheit („Eine Lerche wirft sich / Ins Licht. / Mir ist wie dir, / Liebe Lerche. / Kein Gitter mehr / Zwischen mir und dem Himmel.“), denen sich das Bekenntnis zu einem neuen Anfang im Geiste echter Versöhnlichkeit anschließt („Schreit nicht nach Schuldigen“).

Dem „Dennoch“ des 1. Kreises folgen dann im „Jahreskreis“ eine Reihe von Gedichten mit zum Teil liedhaften Impressionen wie „Morgenkonzert“, „Sommergebet“, „Spätsommer“ u. a. Hier macht den stärksten Eindruck die Aussage darüber, wie nach der „großen Prüfung“ auch die „leisen Dinge“ – ein Sonnenaufgang, das Lied einer Amsel, ein fruchtgesegneter Baum – wieder völlig neu erlebt werden, nicht als Selbstverständlichkeiten, sondern als Geschenke eines gnädigen Schicksals. Da klingen Gefühle und Töne an, zu deren Glanz und Wärme der gehetzte Mensch unserer Zeit mehr, als er es tun zu können glaubt, zu seinem eigenen Segen seine Zuflucht nehmen sollte. „Nun liegt's an uns. Nun liegt's an dir und mir“, ruft der Dichter am Schluß eines Weihnachtsgedichtes sich selber und anderen zu. Auch das Glück der Liebe, das Glück der Ehe, das Glück mit Kindern, gehört zu diesem nicht Selbstverständlichen, das mit tiefer Dankbarkeit als ganz neu gegeben hingenommen und aus dem Persönlichen in das sinnbildhafte Allgemeine gehoben wird.

Noch sichtbarer in das Allgemeine stößt der Dichter vor in dem „Der Halt“ überschriebenen 4. Kreis der Sammlung, wo lyrisch, hymnisch und spruchmäßig Geprägtes sich vereinigt zu einem Anruf sittlicher Kräfte, der in der Demut vor Gott mit einem vollen Schlußakkord ausklingt. Es sind ja schon immer die Klänge einer auf bester deutscher Tradition gegründeten, aus reichem, inneren Erleben quellenden weltoffenen Frömmigkeit gewesen, die Schumanns Lyrik den unüberhörbar eigenen Ton und jene warme Innigkeit gegeben haben, denen sie ihre Wirkung über den Tag hinaus verdankt. Diese Klänge sind in den Jahren des Schweigens vielleicht noch voller und reicher geworden. Aus ihnen spricht zu uns ein Mensch, der unerschüttert im Sturm des Schicksals steht, und der aus der Überwindung die Kraft und die Freiheit

gewonnen hat, „die Welt zu empfangen“ und „die Welt zu ertragen“. Fern aller „Rachelust“ wird hier ein gläubiges Dennoch beschworen, wird bekenntnishaft die Gewißheit ausgesprochen, daß „die Sterne dauern“, daß „ein schmaler Dornenweg nach oben führt“; die Gewißheit, daß „Gottes Leben lebt“, und daß es nur der Bereitschaft bedarf, „alles still Gott anzuvertrauen“.

Daß in Gerhard Schumann eine starke lyrische Potenz am Werk ist, wurde dem Dichter auch von der in diesem Fall besonders „kritischen“ Kritik zugestanden. Der Dichter, dessen Formenstrenge schon früher gerühmt worden ist, hat diesmal auf den streng gefügten Sonettenkreis verzichtet und dafür mehr den zwischen Sonett, Ode und Hymnus, die aber mit zahlreichen Einzelstücken vertreten sind, liegenden einfacheren Formen der liedhaften Aussage und des kurzen Epigramms Raum gegeben. Wo wir dem Sonett begegnen, da fällt uns die von innen kommende warme Durchleuchtung dieser sonst mehr äußeren Gesetzen folgenden lyrischen Form auf. Dadurch gewinnt Schumanns Lyrik den unmittelbar ansprechenden Ton, der der Vermittlung der darin gegebenen Aussage entgegenkommt und sie nie in Gefahr bringt, zu dem in der modernen Lyrik so gern geübten Spiel für „Eingeweihte“ zu werden. Wer überhaupt noch ein Verhältnis zum lyrischen Wort hat, der legt die Gedichte von Gerhard Schumann mit dem Vorsatz aus der Hand, immer wieder danach zu greifen, denn es quillt aus ihnen eine tröstliche Kraft, die sich dem empfänglichen Leser unmittelbar mitzuteilen vermag.

Hermann Engelhard

*Hans Reyhing, Die Stunde ist da.* Gerhard Heß Verlag, Ulm. Ganzleinen DM 10.80. – Der schwäbische Landschafts- und Wanderroman des bekannten Erzählers Hans Reyhing, aus dem wir unseren Lesern schon zwei Proben vorgelegt haben, ist jetzt erschienen. Eine spannende Handlung ist sinnig verwoben mit einer Fülle von interessanten Mitteilungen aus der Geschichte und dem Sagenschatz unseres Volkes; auch Landschaft und Brauchtum werden lebendig. Auf der Suche nach einem Mädchen, das ihm nach kurzen Tagen seligen Liebesglücks entchwunden ist, durchwandert ein junger Steinmetz aus Ulm kreuz und quer das schwäbische Land. Er weiß nur, daß in der Heimat des Mädchens ein Schloß steht, das die Inschrift trägt „D' Stund bringt 's End“. So wandert er von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt, durch Oberschwaben und über die Alb, durchs Remstal und durch den grünen Virngrund Ellwangsens, durch das schwäbisch-fränkische Grenzgebiet um Heilbronn und Weinsberg. Er ist lange in Stuttgart, kommt nach Rottweil, Schwenningen, Horb, Tübingen, ins obere Donautal, ins Allgäu und in den Bregenzerwald, an den Bodensee und auf den Hohentwiel, in den Schwarzwald und nach Freiburg. Er erlebt unvergeßliche Szenen aus dem Volksleben, wie das Funkenfeuer in Weißenhorn, den Schäferlauf in Urach, die Rottweiler Fasnacht und den Ulmer Schwörmontag. Die vielen Begegnungen mit Menschen, die in ihrer Weise handelnd im Geschehen stehen, mit Bauern und Schäfern, Handwerkern und Künstlern, Lehrern und Kaufleuten, Wingertern und Professoren sind eindrucksvoll geschildert. Nach mancherlei Irrungen und Wirrungen findet er die Geliebte, und alle Not hat ein Ende. Das ist das beglückende an dem Buch, daß es dem Leser nicht nur eine liebevoll ausgemalte Romanhandlung bietet, sondern eine ganze Kulturgeschichte des Schwabentums mit tiefen Einblicken in das Seelenleben des Volkes. Ein echtes und gediegenes schwäbisches Haus- und Volksbuch, das man auf recht vielen Weihnachtstischen sehen möchte.

Rühle



Dr. h. c. Otto Linck, *Der Weinberg als Lebensraum*. Am Beispiel des Neckarlandes. 72 Seiten Text, 190 Abbildungen auf 112 Kunstdrucktafeln sowie 9 Textabbildungen, gebunden DM 9.80. Verlag der Hohenlohe'schen Buchhandlung Ferd. Rau, Öhringen 1954. – Dieses neue Buch von Otto Linck ist nicht bloß ein unbedingt zuverlässiges wissenschaftliches Buch für Botaniker, Weingärtner und Kulturhistoriker, sondern ein Heimatbuch von großer Schönheit, das jeden erfreut und bereichert, der für die eigenartige Welt des Weinbergs einigen Sinn hat. Der Dichter Otto Linck weiß bei aller Sachlichkeit anschaulich und verständlich, klar und reizvoll darzustellen, so daß jeder Leser diesen vom Menschen gestalteten Raum, diese eigenartigen, an den Hackbau geknüpften Unkrautgesellschaften mit ihren Gästen oder die in Resten erhaltenen Gesellschaften der natürlichen Steppenheide und des Steppenheidebusches mit neuen Augen sehen lernt und begreift. Im wesentlichen sind unsere Weinberge des Muschelkalk- und des Keupergebiets Gegenstand der Darstellung. Herkunft, Kultur und Krankheiten der Weinreben, die Weinbauflächen selbst, die Mauern und Steinriegel sowie die natürlichen und künstlichen Felsen im Weinbergraum werden in ihrer gegenseitigen Durchdringung und in ihrer Abhängigkeit vom Weingärtner oder von den Naturgegebenheiten geschildert, dabei wird auf ihre südländischen Züge hingewiesen. Die auf 112 Kunstdrucktafeln vortrefflich wiedergegebenen, meist vom Verfasser selbst stammenden Aufnahmen verdienen ganz besonders hervorgehoben zu werden. Die Bilder sind mit den Augen des Naturforschers und des Künstlers gesehen. Sie zu betrachten ist an sich schon ein reiner Genuß. Es sind wahre Gemälde darunter. Fast jede Pflanze ist mit der Landschaft, in der sie steht, abgebildet. Es fehlt auch nicht an wahren Kostbarkeiten. Erwähnt seien zum Beispiel die Abbildungen der seltenen Singzikade, der Osterluzei, der zierlichen Wilden Tulpe, der Kermesbeere, des Eibisch, des Schriftfarnes, der Hauswurz, der verschiedenen Fetthennen, der Pfingstnelke, des blauen ausdauernden Lattichs, der Küchenschelle, der Weinraute, der Sichelmöhre, des Großen Windröschens, der Edel-Schafgarbe, der Mannstreu, des Bergasters u. a. Linck suchte dabei nicht bloß besonders schöne Exemplare aus, sondern komponierte sie förmlich in den Raum hinein. Nur in Jahren konnten diese Bilder aufgenommen werden, aus denen eine wahre Leidenschaft und eine tiefe, verstehende Liebe spricht; nur in zäher Forschung konnte eine so erschöpfende Darstellung des Weinbergs als Lebensraum zustandekommen. Mit tiefer Dankbarkeit dürfen wir dieses bewunderungswürdige, in seiner Art einmalige Buch als ein Geschenk entgegennehmen.

Schwenkel

Karl Greiner, *Berühmte Kloster Gäste*. Christliches Verlagshaus, Stuttgart. DM 3.60. – Der um die Erforschung der Hirsauer Kloster Geschichte hochverdiente Heimatforscher legt in diesem ansprechend ausgestatteten Bändchen 6 „Erzählungen aus Hirsau Vergangenheit“ vor, die verschiedene Epochen aus der reichen Geschichte des Klosters lebendig werden lassen: Rudolf von Schwaben, der Gegenkönig Heinrichs IV., feiert 1077 das Pfingstfest im Aureliuskloster zu Hirsau, das unter Abt Wilhelm eine der Hochburgen der gregorianischen Partei war; Paracelsus, Bahnbrecher einer naturgemäßen Heilkunde, untersucht das Liebenzeller Mineralwasser und kehrt auch beim Abt zu Hirsau ein; Johannes Kepler führt ein Streitgespräch mit dem Prälaten Brenz über sein neues Weltbild; Graf Zinsendorf besucht den Hirsauer Pfarrer Oetinger, der nachmals der glaubensstarke Führer des schwäbischen Pietismus wurde; die „Schwäbische Dichterschule“ (Kerner, Uhland, Schwab) gibt sich

in Hirsau ein Stelldichein; und schließlich treffen wir den Dichter Viktor von Scheffel, dem der Klosterführer den „Ekkehard“ anpreist und verkaufen will. – Ein warm zu empfehlendes Geschenkbüchlein.

H. Th. Musper, *Albrecht Dürer*. 363 Seiten, 235 Abbildungen, 10 Farbtafeln. W. Kohlhammer, Stuttgart. DM 19.80. – Der Direktor der Württembergischen Staatsgalerie hat mit diesem vortrefflich ausgestatteten Buch eine Darstellung von Albrecht Dürers Leben und Werk gegeben, die so recht geeignet ist, in die Kunst des großen Meisters einzuführen, der an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit steht. Die Fülle der Dürerliteratur ist fast unübersehbar. Und doch sind noch viele Einzelfragen ungeklärt. Musper hat mit seinen Forschungen manches Dunkel aufgeheilt, so daß sein Buch eine wesentliche Förderung der Dürer-Forschung bedeutet. Nun sind die Leser der „Schwäbischen Heimat“ in der Regel wohl keine Dürer-Forscher; sie seien trotzdem mit besonderem Nachdruck auf Muspers Dürer-Buch hingewiesen, weil ihnen hier ein Geschenkwerk von wirklich bleibendem Wert geboten ist. Jeder, der dieses Buch auf seinem Weihnachtstisch findet, wird sich darüber freuen, daß er die wichtigsten Bilder Dürers in so gediegener Wiedergabe beisammen hat.

*Schwäbischer Heimatkalender 1955*. Herausgegeben von Hans Reyhing. W. Kohlhammer Verlag. DM 1.25. – Wie alljährlich ist auch für das Jahr 1955 der Schwäbische Heimatkalender rechtzeitig erschienen. Hans Reyhing, der sich wie kaum sonst jemand aufs Kalendermachen versteht, hat den 66. Jahrgang wieder reich und unterhaltsam gestaltet. Ernstes und Heiteres, Erzählendes und Belehrendes, Wort und Bild, Witz und Anekdote wechseln in bunter Folge. Ratschläge für Haus und Garten und ein ausführliches Verzeichnis der Märkte in Baden-Württemberg dienen praktischen Bedürfnissen. Auch das beliebte Preisausschreiben fehlt nicht. Und ein Farbbild vom Blaubeurer Hochaltar wird den Kunstfreund erfreuen. Alles in allem – ein Jahrweiser, dessen besinnlicher Führung durch das kommende Jahr sich gerade der Heimatfreund getrost anvertrauen kann.

*Der Lahrer hinkende Bote auf das Jahr 1955*. Verlag Moritz Schauenburg, Lahr. DM 1.50. – Der bekannte Volkskalender erscheint als 155. Jahrgang im alten Gewande. Er will, wie sein alter Titel sagt, „historischer Kalender für den Bürger und Landmann“ sein; und so werden wie jedes Jahr die Weltbegebenheiten von Mitte 1953 bis Mitte 1954 geschildert, wobei der Text durch witzige und gelungene Zeichnungen unterbaut ist. Aber auch der Unterhaltungsstoff kommt nicht zu kurz. Erzählungen, Gedichte, allerlei Wissenswertes aus den verschiedensten Lebensgebieten runden das Gesamtbild des inhaltsreichen Kalenders ab.

*Geliebtes Schwabenland*. Ein Bildkalender von Paul Obrecht. Verlag Fritz Haas, Eßlingen-Mettingen. DM 4.80. – Paul Obrecht, ein Wanderer und Heimatfreund mit Künstleraugen, hat den Zauber unserer schwäbischen Heimat-Landschaft in Bleistiftzeichnungen eingefangen und 24 von diesen Bildern zu einem Wandkalender zusammengestellt. Idyllische Dorfgassen wechseln mit hervorstechenden Baumgruppen; steile Albberge mit der weiträumigen Bodenseelandschaft; der Festtrubel des Eßlinger Herbstfestes mit der Einsamkeit eines stillen Waldtales. Ein schönes Geschenk für den Weihnachtstisch des schwäbischen Hauses.

Rühle



Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

## „Das Dorf, woher kommt es — wohin geht es?“

Eine württembergische Tageszeitung hatte, als Hinweis auf die genannte Veranstaltung, die Abbildung eines Kindes in Tracht gegeben, das vor einem Wegkreuz betet. Dies war gut gemeint und wohl verständlich. Das Plakat freilich, mit dem für die „Dorftage“ geworben wurde, und der Umschlag des Programmheftes zeigten ein anderes Bild: eine Ähre, über die ein Zahnrad hinwegzurollen scheint. Das Dorf im Spannungsfeld der Industrie, die Mechanisierung und Motorisierung der Landwirtschaft, Änderungen der Agrar- und Sozialstruktur: dies etwa waren die Gedanken, welche jenes Bild assoziativ weckte. Das war das Doppelgesicht der Tagung, welches in der Frage nach dem Woher und dem Wohin des Dorfes zum Ausdruck kamen. Daß dabei der Blick zurück nur das richtige Auge geben sollte für den Blick in die Gegenwart und die Zukunft, wurde bald jedem Teilnehmer bewußt, wenn auch nicht jeder erwartet haben mag, daß der Ausblick so licht werden würde, wie dies der Fall war. Denn dies muß vorweggenommen werden: Alle Vortragende und an den Aussprachen Teilnehmende bezeugten, daß das Dorf lebt und leben wird und seine Krise nur eine Wachstumskrise ist. Es sollte sich herausstellen, daß die Zerfallerscheinungen der früheren Dorfgemeinschaft als Übergangerscheinungen zu einem neuen Zustand gewertet werden müssen, in welchem das Dorf Zelle ist im Leib eines übergreifenden Organismus, seinen Platz hat im Großraum des Kreises und des Landes, Teil ist in einem übergeordneten arbeitsteiligen Ganzen, das eine Art größeres Gemeinwesen werden will. Die Frage nach den äußeren und inneren Ordnungsmächten im Dorfe hatte hierin ihren verborgenen Sinn.

„Akademie in der Turnhalle“, so hatte eine andere Tageszeitung treffend die Versammlung in Schwieberdingen genannt. Sie war in der Tat eine Akademie, das heißt eine Gesellschaft von Menschen — „Landräten, Bürgermeistern, Bauernvertretern, Gelehrten, Praktikern, Baumeistern, Vertretern des Naturschutzes wie der ländlichen Genossenschaften, Volkskundlern, Lehrern, Studenten, Menschen aller Lebensalter und mit den verschiedensten Temperamenten begabt“ (Teckbote, 30. 10. 54) —, denen es allen um die Gewinnung von wesentlichen Erkenntnissen über das Dorf von einst und heute ging und darüber hinaus um die Übereinstimmung in bestimmten Verhaltensmaßregeln und Handlungsgrundsätzen im Umgang mit dem Dorfe. Besonderer

Wert war auf die Besprechung der Fragen gelegt worden, die der Verwaltung in diesem Zusammenhang erwachsen. Hauptveranstalter war das Landratsamt in Ludwigsburg, Mitveranstalter — mit einem namhaften Beitrag und vor allem durch ideelle Betreuung — der Schwäbische Heimatbund. Nicht vergessen als stiller Teilhaber darf die Dorfgemeinde Schwieberdingen werden, welche die Tage innerlich mittrug und keine Mühe gescheut hatte, um den Teilnehmern einen annehmbaren Tagungsort zu bieten.

Es war somit berechtigt, wenn Bürgermeister Butzer bei der feierlichen Eröffnung, die von Darbietungen des Schwieberdinger Blasorchesters (Festmusik von Wilhelm Schneider) umrahmt wurde, die Anwesenden der Anteilnahme der gesamten Bevölkerung versicherte, wobei er des Rektors Willi Müller, allen Heimatfreunden wohlbekannt, besonders dankbar gedachte. Landrat Dr. Ebner führte bei derselben Gelegenheit aus, daß sich der Kreis Ludwigsburg zur Durchführung der Veranstaltung deshalb entschlossen habe, weil für die Kreisverwaltung die mit dem Dorf am Rand der Großstadt zusammenhängenden Fragen ganz einfach Lebensfragen seien. Seine Dankesworte wiesen auf den großen Kreis der am Zustandekommen Beteiligten hin, unter denen die Herren Kunter und Dr. Schahl, Butzer und Willi Müller besonders genannt wurden. Oberbürgermeister Dr. Frank gab als Vertreter des Schirmherrn, des Herrn Ministerpräsidenten, und des Regierungspräsidiums von Nordwürttemberg kund, daß die Landesregierung die Veranstaltung bejahe und begrüße, weil sie sich in ihrer Arbeit von der Überzeugung leiten lasse, daß das Dorf als gleichrangige Lebensgemeinschaft neben der Stadt stehe und daher alle Maßnahmen und Unternehmen zur Sicherung des Dorfes und der bäuerlichen Lebensgemeinschaft zu unterstützen gedenke. Der Vereinsleiter des Schwäbischen Heimatbundes, Präsident i. R. Dr. Neuschler, entrichtete den Gruß des Bundes mit dem Hinweis darauf, daß die ländliche Heimatpflege stets zu den vornehmsten Anliegen desselben gezählt habe und zählen werde.

Im Mittelpunkt der Eröffnungsfeier stand der Vortrag von Prof. Dr. Dölker „Heimatspflege — unser Recht, unsere Pflicht“. Er wies zunächst darauf hin, daß die Schwieberdinger Tagung insofern bisher einmalig sei, als sie gemeinsam von einer Behörde der Selbstverwaltung und



einem privaten Verein der Heimatpflege durchgeführt würde und eine bisher unerreichte Streuweite der Darbietungen zeige, die auf das Ganze des Dorfes ziele. Bewegender Leitgedanke könne unter diesen Umständen nur einer gewesen sein: der einer umfassenden Heimatpflege. Sich Rechenschaft über die Züge der Entwicklung zu geben, sei der Sinn der Frage nach dem Woher; die Frage nach dem Wohin sei die eigentliche Frage der Heimatpflege, das heißt die Frage danach, ob diese Entwicklung beeinflusst werden könne. Dabei gehe es nicht darum, den Menschen in ein verlorenes Paradies zurückzuführen, es gehe nicht um Heimattümelei, am wenigsten um solche, die es mit Geschäftlichem zu tun habe. „Was ist Heimat für den Menschen?“ so fragte Prof. Dr. Dölker weiter, und er antwortete: eine Gesamtheit natürlicher und kultureller Gegebenheiten, Gemeinschaft der unter diesen Gegebenheiten Lebenden, eine Haltung, die „man“ einnimmt gegenüber jenen Bindungen. Hingewiesen wurde auf den Sinn des Wortes „Elend“, das ursprünglich die Bedeutung „außer Landes, in der Fremde“ hatte; wir sollten dies bedenken, wenn wir von Großstadtelend, Wohnungselend, Heimatvertriebenen- und Flüchtlingselend sprechen. Daß es dabei im Wesen des Heimatbewußtseins liegt, daß nur der, der die Heimat verloren hat, sich der Heimat bewußt wird, sie als Besitz und als Aufgabe empfindet, wurde bemerkt. Daher die Entstehung des Heimatbewußtseins gerade zu Anfang des 20. Jahrhunderts, im Zeitalter größter Umschichtungen auch im Dorfe, daher die Entstehung der Heimatbünde und örtlichen Heimatvereine, die Schaffung der Ämter für Naturschutz und Landschaftspflege, für Denkmalpflege. Heimat, so wurde ferner gesagt, sei nicht nur ein Stoffliches, sondern auch ein Geistiges. In diesem Sinne gehöre die Muttersprache zum Grunderlebnis der Heimat. „Dem sei Red hat koi Hoimet.“ Durch die Bindung an die Heimat haben wir so eine vielseitige Verbindung zur Menschheit, anders nicht. „Zu Haus muß sich entzünden, was im Staate leuchten will.“ Viele literarische Kronzeugen solcher Auffassung wurden genannt. Betont wurde, daß es auf der anderen Seite unmöglich ist, Heimat nicht im Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit zu sehen. Aus Heimat als Recht aber wächst Heimat als Pflicht. Was aber sollen wir pflegen und wie? Jede Pflege ist zunächst unnatürlich. Schöner wäre es, wenn jeder Mensch Heimat unbeirrt in sich trüge. Es wurde gesagt: „Ich beklage, daß wir nicht mehr den schönen Stand haben, in dem wir nicht zu pflegen brauchen.“ Das Verhältnis zu den Lebensgrundlagen ist gestört; Heimatlosigkeit als Krankheit ist die gefährlichste Zeiterscheinung. Vornehmster Beruf muß sein, diese Krankheit zu bekämpfen. Daher ist Heimatpflege nötig. Was aber soll man pflegen? Soll man Äußerlichkeiten, Einzelheiten erhalten: Dreschflegel, Kuhgespann, Volkstracht? Es geht in der Heimatpflege nicht um Einzelformen, es geht um die tiefsten Gehalte des menschlichen Lebens. Es geht um den Menschen, der Bindung hat im gemeinschaftlichen Leben seiner Heimat. Daß der

Mensch in der Gemeinschaft erhalten werde: dies ist das Wesentliche in der Aufgabe der Heimatpflege. Solche Heimat gilt es zu erhalten und zu schützen, Sorge dafür zu tragen, daß Volk Volk bleibe und nicht zur Masse werde, die sich aus Menschen ohne „erlebtes Wurzelgefühl“ (E. Spranger) zusammensetzt. In seinen Schlußworten wies der Vortragende auf die letzten metaphysischen, religiösen Hintergründe solcher Auffassung von Heimat hin.

Der erste Tag der Veranstaltung galt der Frage nach dem Woher. Es ist eine Tatsache, daß das Dorf der Vergangenheit zu einem Gegenstand des Fragens, der geschichtlichen Forschung geworden ist. Mit Recht brachte deshalb der Vortrag von Prof. Dr. Huttenlocher „Die Landschaft und ihre Gegebenheiten“ die Summe des über das Dorf bisher in dieser Richtung Bekannten in vollendet klarer Übersichtlichkeit. Fußend auf den Feststellungen von Jänichen, daß im südwestdeutschen Gebiet Siedlungen mit -dorf Zwischensiedlungen sind zwischen einer älteren Schicht (-ingen- und -heim-Orte) und einer jüngeren kennzeichnete der Vortragende das Dorf geschichtlich als eine größere Gruppensiedlung. Für deren Untersuchung bieten sich drei Betrachtungsweisen an, die sich untereinander allerdings verschränken müssen: 1. physiognomische, 2. funktionale, 3. genetische. Die physiognomische Betrachtungsweise lehrt darauf achten, wie Hausformen durch den zur Verfügung stehenden Baustoff bedingt sind, wobei an das Strohteldach der Gäulandschaften oder die flachen Satteldächer des Allgäus (Landernbelag) und der Altmühlalb (Solnhofener Schiefer-Belag) zu erinnern ist. Die funktionale Betrachtungsweise unterscheidet grundsätzlich Pfluggkultur mit Getreidebau und Großviehzucht; die ältere Form des Hackbaus (Gartenbaugewächse) fehlt bei uns. Die Großviehzucht drängt mehr zur Weiler- und Gehöftsiedlung, nicht zuletzt deshalb, weil der Viehwirt mehr Land benötigt als der Ackerbauer. So waren es insbesondere die Getreidebaugebiete, die, auf dem Wege zunehmender Verdichtung von Einzelsiedlungen, zu Dorfgebieten wurden. Eine höchste Verdichtungsstufe stellt das Weinbauerdorf dar. Hieran liegt es, daß Gemeinden, die den Weinbau aufgeben mußten, zu übevölkerten Sorgenkindern des Landes und Armeleutegebiete wurden. Funktionswechsel bei Siedlungen nichtbäuerlicher Struktur führten zu ähnlichen Erscheinungen, so etwa im Bergbauggebiet des Schwarzwaldes und in den Glashüttentälern des Keupers. Die dritte Betrachtungsweise, die genetische, nimmt ihren Ausgang von der Unterscheidung zwischen dem Altsiedelland – nur hier liegen die großen dörflichen Siedlungen –, und dem mittelalterlichen Rodeland. Nach einer kurzen Kritik der hierfür angeführten Erklärung (Boden- und Klimafaktoren, Steppenheidetheorie) stellte der Vortragende fest, daß die Altsiedlungen der Landnahmezeit der Alamannen auf Kaltböden mit düngerloser Feldgraswirtschaft lagen und die Form von Gehöften besaßen. In der Folge wurde die für den weiteren Verlauf der Tagung



wichtige Frage geklärt, wie es zu der Bildung von Großdörfern gekommen ist. Zunächst wurden die Urmarkungen dadurch vergrößert, daß ein großer Teil der Tochter-siedlungen wieder einging; einen besonders großen Beitrag hierfür lieferte der spätmittelalterliche Wüstungsvorgang. In Schwieberdingen gingen zwei Altsiedlungen ein. Ferner erfolgte im Mittelalter ein bewußtes Bauernlegen, vor allem durch die Klöster, wobei an die „Grangien“ der Zisterzienser erinnert wurde. Hierauf gehen in der Nähe Schwieberdingens der Pulverdinger Hof, der Leinfelder Hof und das Schloßgut Mauer zurück. Auch Veränderungen in der Landwirtschaft, die man als „die mittelalterliche Vergetreidung“ bezeichnet hat, scheinen, Hand in Hand mit der sogenannten Verzelgung auf die Verdichtung der Dörfer hingewirkt zu haben. Schließlich konnte auch kein Bauer außerhalb Etters bauen, weil die Brachzelge Anbau verbot und die Allmende Gemeinbesitz war. Eine Änderung hierin hat erst die Aufgabe der Dreifelderwirtschaft und die Aufteilung der Allmende gebracht. In Verbindung damit entsteht das traufseitige Einheitshaus. Ein letzter starker Faktor für die Verdichtung der Dörfer lag in der Vermehrung der landlosen Seldner und dem wachsenden Gewerbe. Die Industrialisierung löst die starke Verge-  
werblichung des Dorfes ab. Vor allem waren die altwirm-  
tembergischen Gebiete Schrittmacher dieser Entwicklung, insofern nämlich, als sich der puritanische Protestantismus der Armutei der Realteilungsgebiete annahm. Es läßt sich also zusammenfassend feststellen, daß von Anfang an im Dorf immer mehr Menschen auf dem zur Verfügung stehenden Raum leben und seine Verdichtung, allerdings in geordneter Weise, bewirken.

Im Anschluß hieran ergriff Professor Dr. Schwenkel das Wort zu seinem Vortrag „Die Landschaft und ihre Forderungen“, in dem er eine wohlgedachte Landschaftshygiene forderte, die sowohl Diagnose als Therapie umfaßt und die Wiederherstellung der biologischen Gesundheit der Landschaft zum Ziel hat. Zu diesem Zweck sei es nötig, die rein wirtschaftliche Landschaftspflege mit der soziologischen und auch ästhetischen in Übereinstimmung zu bringen. Das wirtschaftlich geordnete Flurbild, das soziale Flurbild und das harmonische Flurbild seien nur die drei Seiten des einen zu erreichenden Zustandes. Nächstes Ziel müsse zunächst die biologisch gesunde und darin auch ertragreiche Landschaft sein. Der Vortragende erinnerte an die Art und Weise, wie mit dem Mutterboden umgegangen zu werden pflegt, etwa bei Bauunternehmungen, im Forstwesen und früher beim Bau der Eisenbahn. Er erinnerte ferner daran, daß der Wasserhaushalt, das heißt die Zurückhaltung und Auswertung der Abwässer, zu einer Lebensfrage geworden sei. Er machte schließlich darauf aufmerksam, daß es gelte, vor allem durch Anlage von Windschutzpflanzungen (Hecken) für das Kleinklima zu sorgen. Als weiteres Beispiel führte er die Waldwirtschaft an. Die Forstwirtschaft habe jahrzehntelang geglaubt, sie könne alles

machen. Folgen davon seien gewesen Verderbnis des Bodens (Fichtenbestände), Ungezieferplage, Sturmschäden. Jetzt endlich strebe man den naturnahen Wirtschaftswald an. Im übrigen seien die Wohlfahrtswirkungen des Waldes so wichtig wie das Holz. Im Straßenbau dürfe die Autobahn als Vorbild einer landschaftsgebundenen Straßenführung gelten. Im Anschluß hieran gab Professor Schwenkel eine wertvolle Kritik der schon bereinigten Flur von Schwieberdingen. Er schloß mit dem Hinweis darauf, daß der wahrhaft kultivierte Mensch an den Nutzen des Ganzen zu denken habe und dieses Ganze in engster Verbindung mit den Kräften der Natur und Landschaft, deren „biotischem Potential“, stehe.

Der Vortrag von Staatsarchivrat Dr. Grube „Aus der Geschichte der Dorfgemeinde“ nahm seinen Ausgang von der Feststellung, daß Erörterungen über das Verhältnis zwischen Staat und Gemeinde höchst zeitgemäß seien, und suchte dieses Verhältnis bis in seine Wurzeln zurückzuverfolgen. Die geschichtliche Kenntnis von der Gemeindebildung im rechtlichen Sinne steht für Schwaben und Franken hinter den neueren Forschungsergebnissen der Schweiz noch zurück. Die rechtliche Organisation der altalamannischen Dörfer sieht die Forschung heute im allgemeinen nicht mehr von Sippenverbänden, sondern eher von adligen Grundherrschaften bestimmt, wie sie mit dem Beginn der schriftlichen Überlieferung im 8. Jahrhundert erkennbar werden. Die Fronhofverfassung zeigt die Bauern abhängig vom Grundherrschaften, den bäuerlichen Grundbesitz gebunden. Wohl erscheinen die abhängigen Bauern genossenschaftlich miteinander verbunden, aber von einer Gemeinde mit öffentlich-rechtlichen Aufgaben findet sich damals noch keine Spur. Sie entsteht erst im Spätmittelalter, als nach dem Zerfall der Fronhofverfassung die Dorfgemeinschaften Aufgaben und Rechte der Grundherrschaft an sich ziehen und in den aufkommenden Territorien zu untersten Organen des staatlichen Aufbaus werden. Parallel dazu vollzieht sich im Spätmittelalter ein wirtschaftlicher Aufstieg des Bauernstandes, mit verursacht durch die Entwertung der Zinse und das Absinken der Kaufkraft des Geldes. Die bekannten Bauernaufstände in den Jahren zwischen 1460 und 1525 haben ihre Ursache also nicht in einer allgemeinen Verelendung der Landbevölkerung, sondern unter anderem darin, daß sich das selbstbewußt gewordene Bauerntum gegen neue Auflagen der von der Geldentwertung betroffenen Herren zur Wehr setzt. Die Niederlage der Bauern 1525 unterbricht die Entwicklung der Dorfgemeinde als Selbstverwaltungskörper. Es kommt zu einer rückläufigen Bewegung, die im Verhältnis von Obrigkeit zu Untertan ausmündet. Überall dringt jetzt der Staat durch Gesetzgebung und Verwaltungsaufsicht in das Eigenleben der Gemeinden ein. So auch im Württembergischen, obwohl gerade hier die eigenartige Ausbildung des Ständestaats den Dorfgemeinden eine Ausweitung ihrer Rechte ermöglicht. In den Landständen selbst zwar dominieren die bürgerlichen Prälaten und die Abgesandten der Städte



(von den 86 Stimmen der Landstände gehören nur zehn rein bäuerlichen Wahlkörperschaften), aber in den seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstehenden „Amtsversammlungen“ der Amtskörperschaften überwiegen bald die Dorfschultheißen, die nun auch zumeist von den Gemeinden selbst gewählt werden. Bei den Wahlen zum Landtag 1737 ist das aktive Wahlrecht der Dörfer schon allgemein. Der mittelalterliche Unterschied zwischen Dörfern und Städten ist nicht nur in rechtlicher, sondern auch in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht schon damals im Schwinden begriffen. Bereits den Zeitgenossen ist der Einfluß dieser Entwicklung auf den Volkscharakter aufgefallen; Johann Georg Keyssler stellt um 1730 einen freieren Zug im Wesen der württembergischen Bauern fest, weil sie „ihre kleinen Dorfgerichte selbst halten und auf diese Weise nicht ihrem Vogt oder Amtmann auch in den geringsten Dingen blinden Gehorsam zu leisten haben“. Die Verfassung von 1819 und das Verwaltungsedikt von 1822 stellen dann die Dörfer den Städten im Grundsatz rechtlich gleich, ebenso wie die Ablösungsgesetze der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Bauern aus den überkommenen wirtschaftlichen Bindungen lösen. Als Ergebnis seiner Ausführungen bezeichnete der Vortragende, daß das Dorf allezeit in überörtliche Zusammenhänge gestellt gewesen sei und nie für sich und aus sich selbst gelebt habe. Das Verhältnis zu den staatlichen Gebilden sei freilich immer im Wandel gewesen, woraus auch in früheren Zeiten Krisen des Dorfes erwachsen. Die heutige Krise des Dorfes erscheine somit nur als eine der Wachstums Krisen unseres sozialen Organismus. Die Dauerhaftigkeit dessen, was sich vor unseren Augen umbilde, werde nicht zuletzt davon abhängen, ob in dem überörtlichen Beziehungsnetz Raum bleibe für eine sich selbst verwaltende Dorfgemeinde.

Im Anschluß hieran sprach Oberregierungs- und Oberbaurat H. Gerber über „Dorfbild und Neuzeit“. Der Vortragende verstand es, in überaus lebendiger, geistreicher Weise die Dorfbilder der Vergangenheit darzustellen als die Ergebnisse eines starken, ungebrochen schöpferischen, ganzen Menschentums, das im Vollbesitz aller ursprünglich gestaltenden Kräfte gewesen sei und dem das begriffliche Denken nur dienende Teilkraft bedeutet habe. Nur die Lebenseinheit aller Seelen- und Geisteskräfte habe solche „organische Baukunst“ schaffen können. So sei das lange mißachtete Dorf sogar zum Vorbild für die Städte geworden, natürlich nicht in seinen zweckbedingten Einzelheiten, wohl aber hinsichtlich seiner Formkräfte und Gestaltungsgesetze. Es wurde dabei deutlich, daß die Erneuerung des Dorfes nicht durch einen Rückgriff auf jene Einzelheiten zustande kommen kann, sondern einzig und allein aus dem Lebensgehalt des Dorfes als solchem. Von diesem Standpunkt aus lehnte der Vortragende den Kranz zusammenhangloser Einzelbauten, der sich in neuerer Zeit um die Dörfer herum nach städtischem Vorbild gebildet hat, ab und kam zu der Forderung, Siedlungszuwachs räumlich abzusetzen. In

besonders treffenden Worten geißelte er nicht nur jene zusammenhanglosen Einzelbauten, sondern auch die Erscheinungen einer kollektiven Uniformität, die die alte gegliederte Gemeinschaft der alten Dorfkerne nicht ersetzen kann.

Eine Ergänzung hierzu bildete die Führung von Dr. Schahl durch Schwieberdingen, der das Dorfbild von Schwieberdingen als das Ergebnis der drei geschichtsbildenden Mächte des Bauerntums, des Ortsadels und der Kirche und somit als Geschichtsdenkmal im eigentlichen Sinne des Wortes darstellte und die Entartung des Dorfbildes im 19. und 20. Jahrhundert als Zeichen der schweren Erschütterung jener Mächte deutete.

Ein weiterer Vortrag von Regierungsdirektor Dr. Döring galt dem Menschen von heute und seiner Arbeit auf dem Lande. Der Vortragende ging zunächst ausführlich auf die Ursachen der Umwandlung der Lebensverhältnisse auf dem Land in den letzten 150 Jahren ein. Die Hauptursache wurde in dem Drang erblickt, sich das Leben zu erleichtern. Mit Hilfe der Technik war es möglich, den Lebensstandard zu erhöhen und die Arbeitszeit zu verkürzen. In Zusammenhang damit fand, infolge der Massenansammlung von Menschen, eine Veränderung des gesellschaftlichen Lebens statt. Das Bestreben wurde deutlich, sich organisatorisch zur Sicherung der wirtschaftlichen Existenz zusammenzuschließen. Damit wurde die Selbstbestimmung eingeschränkt und die Vermassung angebahnt. Die Familie verlor an Bedeutung; sie war schließlich nur noch ein loser Zusammenhalt. Die Wertmaßstäbe wurden verschoben, die Unterscheidungsgabe ließ nach. Das kulturelle Niveau sank ab.

Es sei an dieser Stelle bemerkt, daß durch diese Ausführungen alle Vorgänge, die mit der Technisierung ursächlich zusammenhängen, treffend gekennzeichnet wurden, wenn es auch nicht angängig scheint, alle Umwandlungen der Lebensverhältnisse, auch auf dem Land, auf diese *eine* Wurzel zurückzuführen. Mitbeteiligt sind Erscheinungen, die mit der Auflösung der bisherigen Gesellschaftsordnung, das heißt der Entbindung des einzelnen Ichs sowie mit der Vergedanklichung des geistigen Lebens zusammenhängen. Ist man doch versucht zu sagen, daß Technisierung und, in dem angedeuteten Sinne, Liberalismus und Intellektualismus nur die drei verschiedenen Seiten ein- und derselben geistesgeschichtlichen Entwicklung darstellen.

Bezeichnend ist, so fuhr der Vortragende fort, daß dem Bauern bis vor kurzer Zeit vom nichtbäuerlichen Menschen der Vorwurf gemacht werden konnte, er sei „rückständig“. Tatsache ist, daß der Bauer infolge der Naturgebundenheit seines Berufes, etwa an Boden und Klima, in ganz anderen Abhängigkeiten steht als der Städter. Diesem ist es im allgemeinen nicht bewußt, daß es dem Bauern darum gehen muß, die Bodenfruchtbarkeit zu erhalten; auf welche Art, dies wird ihm von der Natur vorgeschrieben. Auf der anderen Seite ist ohne Zweifel das Bauerntum selbst an jenem Vorwurf der Rückständig-



keit schuld. Nur langsam nahm es von der Umwandlung der Umwelt durch die Technik Kenntnis. Durch dieses Versäumnis wurde die Stellung des Bauern im Volk untergraben. Die Landflucht, die viel eher eine Flucht aus der Landarbeit ist, führte zu einer Abwanderung familien-eigener Arbeitskräfte. Der Begriff der Verstädterung des Bauerntums darf in dieser Verbindung nur mit Vorsicht angeführt werden. Ein Schuß unternehmerischen und wirtschaftlichen Denkens schadet gerade unserem Bauern nichts. Das Bauerntum muß sich dem Fortschritt des wirtschaftlichen Lebens einordnen, wenn es leistungsfähig bleiben soll. Es kann sich nicht aus dem Zusammenhang der Entwicklung des Gesamtvolkes lösen. „Deutscher Bauer, stelle dich unter dein Volk, die Wirtschaft und das politische Leben!“, ist ein Ruf, den der Bauer vernommen hat. Diese Einstellung bedarf freilich auch einer entsprechenden Erziehung. Es steht fest, daß der Bauer geringere Bildungsmöglichkeiten hat als der Städter. Eine Umfrage unter der Landjugend eines bestimmten Kreises hat ergeben, daß diese nicht nur nach sozialer und gesellschaftlicher sondern auch nach bildungsmäßiger Gleichberechtigung strebt.

Weitere Forderung in diesem Zusammenhang ist der Neubau der bäuerlichen Arbeitswelt durch Rationalisierung und Technisierung. Die Tatsache, daß Deutschland die höchsten Flächenerzeugungsleistungen hat, kann darüber nicht hinwegtäuschen, daß die „Arbeitsergiebigkeit“ gehoben werden muß und zwar mit dem Mittel der Technisierung der Betriebe, die sowohl Motorisierung als auch Mechanisierung umfaßt. Dies bedeutet jedoch nicht, daß einer Technisierung um jeden Preis das Wort geredet werden soll. Vom Gesichtspunkt der bestmöglichen Rentabilität aus ist manche Schlepperanschaffung Luxus. Zwei Voraussetzungen müssen erfüllt sein: der Bauer muß bar bezahlen können und er muß soviel mehr erzeugen, daß er die Abschreibung abzahlen kann. Dies bedeutet höhere Arbeitsleistung, Mehrerzeugung. Hier setzen die Forderungen der Flurbereinigung, der Aussiedlung und insbesondere der Aufstockung der Betriebe ein. Der Vortragende schloß mit dem Hinweis darauf, daß wir um Maßnahmen zur Steigerung der Arbeitsergiebigkeit auf dem Lande nicht herumkommen. Der machtvolle Einzug der Technik fordert eine Umstellung des Menschen.

Die von Prof. H. Dölker geleitete Aussprache war lebhaft. Die Herren Oberlehrer Lutz aus Hohenhaslach, Gerhard Schwenk aus Böblingen und Hans von Olenhausen aus Hohenstein nahmen zu der Forderung der bäuerlichen Bildung Stellung, wobei eine Übertragung der städtischen Bildungsbegriffe auf das Land entschieden abgelehnt und eine dem Bauern gemäße Bildung gefordert wurde. Dr. Schahl fragte, im Hinblick darauf, daß die Tagung nicht dem Bauern oder Landwirt, sondern dem Dorf gelte, inwieweit Gemeinde nicht nur bei den Maßnahmen der Flurbereinigung Aussiedlung und Aufstockung sondern gerade der Technisierung und Mechanisierung in Erscheinung trete; die Antwort ergab, daß sich im Dorf Gemeinschaftsanlagen wie Bäckereien, Waschküchen und so weiter

durchführen lassen, „Schleppergemeinschaften“ jedoch selbstlose Führerpersönlichkeit voraussetzen, die erfahrungsgemäß sehr selten sind.

Es folgte der Vortrag „Der nichtbäuerliche Mensch auf dem Lande“ von Oberbürgermeister Dr. Frank. Mit Rücksicht darauf, daß von rund 70 000 Einwohnern des Kreises Leonberg 26 000 Pendler sind und von den 2500 Einwohnern Schwieberdingens 500 Pendler und Gewerbetreibende, scheint die Untersuchung des Lebens- und Wirkungskreises des nichtbäuerlichen Menschen im Verhältnis zum Bauern und in Beziehung auf das Dorf gerechtfertigt. Der Vortragende unterschied zunächst drei verschiedene Arbeitsbereiche des nichtbäuerlichen Menschen: 1. die Welt des Facharbeiters, der im streng organisierten Arbeitsgang steht und dessen Leben das kollektive Prinzip bestimmt; 2. die Welt des Angestellten, in der ein Übergang zwischen jener streng organisierten Arbeitsordnung und einer freieren Arbeitsweise festzustellen ist; 3. die Gruppe des Gewerbes, die durch die starke Bedeutung begünstigt wird, welche der Selbständigkeit und der Stellung des Gewerbetreibenden in der Gemeinschaft zugemessen wird. Den 4. Arbeitsbereich bildet die geistige Führungsschicht (Pfarrer, Lehrer, Arzt, Unternehmer), die klein, aber von Bedeutung ist und eine große Einflußmöglichkeit besitzt, von der indessen oft kein Gebrauch gemacht wird. Hieraus geht hervor, daß es keine einheitlichen Beziehungen des nichtbäuerlichen Menschen zum Dorfe gibt. Große Bedeutung maß der Vortragende der Tatsache zu, daß es hinsichtlich des Wohnortes keine Landflucht gebe: „So stark auch die Stadt als Berufsort wirkt, so ist sie doch nicht stark genug, um auch den Wohnort zu bestimmen“. Besonders zu begrüßen ist, daß diese Bindung an das Land auch hinsichtlich des Besitzes von Grund und Boden gilt. In der Folge kam der Vortragende darauf zu sprechen, daß Warenhaus und Fachgeschäfte den bäuerlichen Menschen in die Stadt ziehen. Trotzdem sei ein eigenständiges Gewerbe auf dem Lande berechtigt, sofern sich der Gewerbetreibende bewußt bleibt, daß seine Tätigkeit auf eine sinnvolle Ergänzung des Warenbedarfs im Dorfe gerichtet sein muß. In diesem Zusammenhang wurde auch eine zweckentsprechende Ausbildung des ländlichen Kaufmanns gefordert, dessen Ziel es bleiben muß, den Dorfbewohner zum Kauf im Dorf zu bewegen. Das Vereinswesen wurde bejaht, weil es eine über die Berufe hinweg bindende Kraft besitzt. Nicht zuletzt besteht für die soziale Aktivität des Gemeinderats auf diesem Gebiet eine große Aufgabe, die der Zusammenordnung nämlich sowohl der bäuerlichen als auch der nichtbäuerlichen Gemeindemitglieder. Der Vortrag schloß mit der erfreulichen Feststellung, daß hinsichtlich des Vorhandenseins des nichtbäuerlichen Menschen auf dem Lande keine pessimistische Beurteilung der Lage des Dorfes geboten sei.

Die lebhafteste Aussprache, an der Professor Schwenkel, sowie die Herren August Schaal und Hagner teilnahmen, stellte hervor, daß die Beurteilung des ländlichen Klein-



und Kleinstbesitzes auf dem Lande nicht nur von Wirtschaftlichkeitserwägungen aus erfolgen dürfe, sondern daß hierfür letzten Endes soziale Gesichtspunkte entscheidend seien. Die Aufteilung von Bodenreformland an Nebenerwerbsstellen könne unter Umständen eine unwirtschaftliche aber soziale Tat sein. Herr Hagner wies besonders auf die Einrichtung des Ortsrundfunkes als Bindung insbesondere für entlegene Ortsteile hin. Professor Huttenlocher gab der allgemeinen Überzeugung Ausdruck, als er der Bemerkung des Vortragenden beipflichtete, daß das ganze Sozialgefüge im Dorfe durchaus stärker sei als in der Stadt. Oberbürgermeister Dr. Frank schloß die Aussprache mit dem Satz: „Das größere Gegengewicht gegen die Stadt bleibt im Dorfe.“ Herr Benz machte darauf aufmerksam, daß die Arbeitswelt des Bauern und des Arbeiters im Dorfe einander nähergekommen seien, wie man sich überhaupt abgewöhnen müsse, unter dem Dorf einen umzäunten Bezirk von Bauernhöfen zu verstehen. Unsere Dörfer seien nicht nur Gemeinden, sondern zugleich Glieder in den Amtskörperschaften, den Kreisverbänden und so weiter.

Dozent Dr. Helmut Röhm sprach über „Probleme der Neuordnung der Agrarstruktur in ländlichen Gemeinden“. Die Agrarstruktur wird bedingt durch verschiedene Erscheinungen. Es gibt Gebiete intensiver Bewirtschaftung, in denen Zahl und Qualität der Arbeitskräfte sehr ins Gewicht fallen, so etwa in den Gäulandschaften, und es gibt mehr extensive Bewirtschaftungen, die weit weniger arbeitsaufwändig sind wie etwa das Allgäu. Wichtig sodann ist die Gesamtgröße des landwirtschaftlichen Betriebs. Die Betriebsgrößengliederung ist zum Teil bedingt durch Sitten der Vererbung. Es ist bekannt, daß etwa in den Gäulandschaften freie Teilbarkeit (Realteilung) herrscht, während im Schwarzwald, in Oberschwaben und in einem östlichen Streifen hinauf bis an den Main geschlossene Vererbung des Besitzes (Anerbenrecht) Sitte ist. Von Einfluß auf die Agrarstruktur sind sodann besondere Betriebstypen. Besonders hingewiesen wurde in diesem Zusammenhang auf die Jungbauern- oder Aufbaubetriebe, der Realteilungsgebiete, die allmählich zu Vollbauernstellen anwachsen (34% der Betriebe in den Weinbauerngemeinden sind Jungbauernbetriebe!), sodann auf die Altenteilerbetriebe, die Nebenerwerbslandwirte, die Frauen- und die Verwandtenbetriebe. Für die landwirtschaftlichen Betriebe ist es nicht gleichgültig, ob sie in Haufendörfern, Weilern oder Einzelhofsiedlungen liegen. Groß ist weiterhin der Einfluß der Flurverfassung, das heißt der Unterschied etwa zwischen der Gewinnflur mit der bezeichnenden Streulage der Parzellen und den komplizierten Pachtverhältnissen, und der Block-Weilerflur. Seit etwa hundert Jahren sind Feldbereinigungsmaßnahmen im Gang. Diese erstreckten sich jedoch auf Gesichtspunkte der individuellen Bearbeitungsmöglichkeit (Anlage von Wegen, Berichtigung der Grundstücksformen). Nicht berücksichtigt wurde die Zusammenlegung der zu kleinen Flurstücke. Der Flurbereiniger von heute will ein plan-

mäßiges Zusammenlegen der Flächen erreichen, in Zusammenhang damit eine Ertragssteigerung, eine Aufstockung der zu kleinen, nicht leistungsfähigen Betriebe und eine Auflockerung der Dorflagen.

Im Anschluß hieran übte der Vortragende eine sehr ernst zu nehmende Kritik an den Königsteiner Beschlüssen. Diese unterscheiden selbständig lebensfähige Familienbetriebe und echte landwirtschaftliche Nebenerwerbs-siedlungen. Was dazwischen liegt, soll nicht erhalten werden. Diese Regelung wird dem Leben nicht gerecht. Neben die wirtschaftliche Beurteilung sollte die Frage nach der sozialen Gerechtigkeit treten. „Die Lebensansprüche der Menschheit sind nicht normbar“ wurde gesagt. Schließlich gehe es darum, dem göttlichen Auftrag, die Erde fruchtbar zu machen und sich zu nähren, zu entsprechen. Allerdings seien hierfür Sozialänderungen erforderlich, deren Voraussetzung eine sozialökonomische Bestandsaufnahme darstelle.

Die weitere Kritik des Vortragenden betraf die Seite der Finanzierung der Reformprogramme, vor allem hinsichtlich der Aussiedlung, die unerschwinglich und in ihrem ganzen Umfang volkswirtschaftlich untragbar sei. Aussiedlung dürfe nur dort vorgenommen werden, wo sie das letzte Mittel zur Erhaltung des Bauerntums bilde. Wichtig war sodann die Forderung, daß neben die äußere Zuerüstung die geistige Neuordnung trete. Bessere Erziehung und Ausbildung wurde gefordert, mehr Gemeinschaftsanlagen, soziale Sicherung der Alten und Kranken, Familienfürsorge, Wohnungsbau, Eingliederung der Heimatvertriebenen. Alle Einzelmaßnahmen könnten nur Bausteine sein im Rahmen des Neuaufbaus des gesamten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gefüges des ländlichen Raumes. In der Aussprache wurde die sozialetische Wertung des Vortragenden besonders begrüßt. Die Bemerkungen über die finanzielle Möglichkeit der Aussiedlung fand Kritik, wobei jedoch auf die Tatsache hinzuweisen wäre, daß es in der Geschichte Süddeutschlands eine große Flurbereinigung gab, die mit Aussiedlung verbunden werden sollte, jedoch vielerorts ohne schwerwiegende Folgen nicht mit Aussiedlung verbunden werden konnte, nämlich die Vereinödung in Oberschwaben.

Architekt Professor Liedecke war aus Krankheitsgründen verhindert, seinen Vortrag über Siedlung und Landschaft zu halten. Es war möglich, den Teilnehmern Heft 5 des Jahrgangs 1953 der Schwäbischen Heimat mit dem Aufsatz von Liedecke über Siedlung und Landschaft auszuhändigen. An seiner Stelle sprach Professor Schumacher lebendig und interessant über Fragen der Gestaltung vorzüglich des städtischen Raumes, so daß eine Besprechung dieses Vortrags an dieser Stelle mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum föhlich unterbleiben kann.

In seinem Vortrag über „Die inneren Ordnungsmächte des Dorflebens einst und jetzt“ ging Dr. Dieter Narr vor allem auf die Sitte als einst tragende Mitte des Dorfes ein. Er bezeichnete sie als die starke Klammer, die sich



über die Lebensinhalte des Dorfes von einst und jetzt, von hier und dort hinweg erstreckte und als das große Kontinuum aller bindenden Kräfte im Wechsel der Erscheinungen. In diesem Sinn hat W. H. Riehl in seinem Werk über die Naturgeschichte des Volkes den Primat der Sitte und dem Brauch, den nach Riehl ein Einzelner hervorgehoben. Wichtig war die Unterscheidung zwischen der Sitte und dem Brauch, die nach Riehl ein Einzelner aufbringt. Entschieden abgelehnt wurde der Begriff des Brauchtums, der zu einem trüben Becken für Erscheinungen wurde, die einem gewissen „brauchtumsfreudigen“, durchaus nicht immer materiell ausgerichteten Unternehmertum zugrunde liegt. Der Volkskunde geht es in erster Linie darum zu wissen, in welchem Sinn Bräuche gebraucht werden. Sitte ist ihr der umfassendere und gefülltere Begriff. Sitte, Recht und Religion berührten sich ursprünglich auf das engste. Anstand und Höflichkeit gehören zu den Leitideen der Sitte: „das gehört sich“, „das schickt sich“. Der Sitte geht es um Ordnung im Umgang mit den Nebenmenschen. Sitte legt die Umgangsformen fest. Sie ist eine „typische Verhaltensweise“. Hieran liegt es, daß sie einerseits dem Zwang des Herkommens in der gesellschaftlichen Schichtung unterliegt, andererseits aber sich fortentwickelt und dem Gesetz der Geschichte unterliegt. Die Kirche gehört zu den überweltlichen und außerzeitlichen Mächten. Sitte aber bildet sich auch das Religiöse zu. Die Religion wurde auf diese Weise sogar von der Sitte aufgezehrt. Es ist die Erscheinung der Versittung des Religiösen. Die pietistische Bewegung darf als Protest gerade gegen dieses versittete Christentum aufgefaßt werden. Auf der anderen Seite wurde der Pietismus im Schwäbischen wiederum zu einer die Sitte mitbestimmenden Haltung. Das Dorf von heute und seine Bewohner sind hineingerissen in die Versachlichung der dörflichen Zwecke und eine damit zusammenhängende Verplanung. Von hier aus erhebt sich die Frage, ob nicht auch die Sitte an bestimmte geschichtliche Bedingungen, etwa einer überholten Agrarverfassung, gebunden ist? Steht und fällt die Sitte mit dieser Ordnung? Jedenfalls scheint die Richtung der inneren Ordnungsmächte vom naiv Gesitteten zum bewußt Gebildeten zu gehen. In der Aussprache fragte Dr. Schahl, ob nicht gerade in einer Zeit, da die Sitten mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht mehr übereinstimmen und das Dorf materiell und ideell in überörtliche Bezüge gebunden wird, die christlichen Kirchen eine neue Aufgabe besäßen und zwar in Richtung auf die Erziehung der wahrhaft gebildeten Bauern, der sich nicht nur wohl oder übel in ein Netz von äußeren Beziehungen eingespannt sieht, von denen sein Wohl oder Wehe abhängt, sondern der die daraus hervorgehenden Bindungen bejaht als eine Form des Dienstes am Nächsten und am Ganzen, eines Dienstes, durch den im eigentlichen Sinn göttliche Ordnungsmächte die innere Ordnung des Dorfes bestimmen. In ähnlicher Weise äußerten sich August Schaal und Pfarrer Dr. Hege. Herr Helmut Wagner aus Niefern wies in Anknüpfung an eine gleichsinnige Bemerkung des Vortragenden ent-

schieden darauf hin, daß manche der erwähnten Sitten Unsitten seien und vor dem Forum der Sittlichkeit nicht bestehen können. Dr. Grube bemerkte, daß sich nach der sittenlosen Zeit des Dreißigjährigen Krieges die Sitte bald wieder erholt habe. Abschließend verlas Professor Dölker einen Eintrag aus einer Gerstettener Hausbibel vom 17. Januar 1647: „Sie sagen, der schreckliche Krieg sei jetzt vorbei. Ist aber noch nirgends ein Fried zu spüren. Überall ist Neid, Haß und schlimmere Ding – der Krieg hat uns so gelehrt. Die Alten sind mit der Gottlosigkeit alt geworden – wie sollten sie's noch lassen können vor unserem Ende? Vom Fleck stehen noch ein paar Häuslein. Wir Leut leben wie die Tier, essen Rinden und Gras. Kein Mensch kann sich denken, daß so etwas vor uns geschehen sei. Viele sagen, es sei jetzt gar gewiß, daß kein Gott sei.“

Die letzten Tag ziehen fremde Leut zu, sagen aus dem Gebirg. Sprechen eine seltsame Sprach. Scheinen mir aber allweg tüchtige Schaffer. Wollen hier bleiben, weil sie daheim vertrieben wegen Ketzerei. Der Benkheler, der Heintzmann, ich und einer von den Fremden taten uns heint zusammen, ob wir nicht ein paar zerfallene Häuslein wieder wohnbar machen könnten. Die anderen sagen all, es sei ja kein Fried, die Kriegsvölker kämen sicher wieder, sei alles ohne Nutzen – *wir aber glauben, daß Gott uns nicht verlassen hat. Wir müssen jetzo alle beisammen stehen und Hand anlegen inwendig und auswendig...*“

Im folgenden Vortrag „Volk unterwegs“ wies Dozent Dr. Fr. H. Schmidt auf die Ansiedlung von Donauschwaben hessischer Herkunft aus dem nördlichen Teil der Batschka (Sarost) in Riedlingen-Eichenau hin, wobei glaubensmäßige Bindungen als tragende Kräfte der Gemeinschaft und als Ursprung des gesamten Aufbaus der Gemeinde wirkten, so daß die Verschiedenheiten des Stammlichen und des Konfessionellen überwunden wurden. In anderer, und trotzdem dem Wesen nach vergleichbarer Weise haben die katholischen Heimatvertriebenen aus Edjek im evangelischen Abstatt das von Kindern getragene Christkindspiel und Dreikönigsspiel aus unmittelbarer mündlicher Überlieferung eingeführt. Besondere Beachtung fand in diesem Kreis der Hinweis des Vortragenden, daß vor allem in Riedlingen, aber auch in Abstatt dem Bürgermeister als Mittelsmann eine wichtige Bedeutung zukam. Die Aussprache war lebhaft. Prof. Dölker stellte fest, daß die Kinder der Heimatvertriebenen sprachlich in engster Verbindung mit den Einheimischen stehen. Als bemerkenswert wurde die Musikpflege unter dem Einfluß der Heimatvertriebenen auf den Dörfern bezeichnet; viele Dirigenten der Blasmusikkapellen seien Heimatvertriebene. Auch in wirtschaftlicher Hinsicht erfolge durch Einheiraten eine zunehmende Verbindung zwischen Einheimischen und Heimatvertriebenen.

Der Nachmittag des letzten Tages war den Gemeinden im Raum des Kreises gewidmet. Hierbei sprach Prof.



Dr. Hesse auf Grund ausführlichen Zahlenmaterials und statistischer Angaben über die gestaltenden wirtschaftlichen und sozialen Kräfte. Wichtig war der Hinweis auf das Werk von Friedrich List „Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung“, 1842. Es geht diesem dabei nicht nur um die agrarische Überbesiedlung, sondern auch um die Bereinigung der Struktur der Landgemeinden. Hierbei fordert er: 1. Begünstigung des Gewerbes und der Fabriken, 2. ein allmähliches Verschwinden des allzukleinen Grundbesitzes durch Förderung der Auswanderung, 3. ein gleichzeitiges allmähliches Vermindern der Staatsdomänen und des Gemeindeeigentums, 4. eine allmähliche Aufhebung der Dorf- und Gemeindegelege, 5. eine entsprechende Gesetzgebung. Hieran knüpft das Lebenswerk von Friedrich von Steinbeiß (gest. 1893), der die Beseitigung der großen Notstände mit Hilfe der gewerblichen Durchsetzung der Realteilungsgebiete durchführen wollte. Bis 1882 konnte auf diese Weise der Überhang an landwirtschaftlichen Arbeitskräften sinnvoll und zweckmäßig abgebaut werden. Arbeiterwohngemeinden und Arbeiterbauerngemeinden entstanden im Kranz um die Industriezentren und durchsetzten das Vollbauerntum. Anschließend besprach der Vortragende die dadurch bewirkten großen landschaftlichen Verschiedenheiten der Agrarstruktur. Im Zusammenhang damit forderte er eine Umgestaltung der Sozial- und Wirtschaftsverfassung der ländlichen Gemeinden zwecks Herstellung der agrarischen Tragfähigkeit. Für diese Zielsetzung muß eine auf den ländlichen Bereich abgestimmte Gesetzgebung geschaffen werden, die Bau- und Bodenrecht, Wasserrecht, Steuerrecht, Kreditrecht, Verwaltungsrecht und ein zusammenfassendes Planungsrecht umfaßt. Nachdrücklich wurde die Überführung der sogenannten Grenzbetriebe in leistungsfähige Betriebe gefordert. Es steht fest, daß aus der Masse dieser Grenzbetriebe durch Abstockung in Baden-Württemberg 120 000 bis 150 000 Nebenerwerbsstellen geschaffen werden können, durch Aufstockung etwa 25 000 mittelbäuerliche Stellen, während rund 50 000 Stellen ohne Flächengrößenänderung, jedoch unter Durchführung von verschiedenen Reformen beibehalten werden können. Sinn all dieser Maßnahmen muß die allgemeine Wohlstandsentwicklung in den ländlichen Bereichen sein und ein Zustand, auf den der Begriff Heimat mit Recht angewendet werden kann.

Das Korreferat über die kommunalen Aufgaben und Möglichkeiten hielt Landrat Dr. Schaudé. Alles in allem umfassen diese Aufgaben folgende Bereiche: das Gemeindevermögen, die öffentlichen Einrichtungen, das Schulwesen, die soziale Fürsorge, Ortsbaupläne, die Bodenpolitik (Baulandbeschaffung), Wohnungs- und Siedlungswesen (Heimstätten), Flurbereinigung (Absorbierung der Grenzbetriebe), die verkehrsmäßige Aufschließung, die kulturelle Betreuung und die Steuerpolitik (Verlegung von Industrien in Dörfer von günstiger Standortlage). In Zusammenhang damit wird die kommunal-

politische Forderung eines Ausgleichs zwischen Stadt und Land erhoben, insbesondere aber einer Synthese von Dorf und Industrie. Weg von der Zentralisierung! Dezentralisierung der Produktion! Organischer Landesaufbau. Hier eröffne sich auch das Wirkungsfeld der Gemeinde im Raum des Kreises. Im Wesen des Zeitalters der Industrie liegt der Zug zur großräumigen Planung. Nach dem württembergischen Aufbaugesetz hat sich die örtliche Planung der Landesplanung unterzuordnen, wobei die zwischengemeindliche Planung der Kreise als Vermittler vorgesehen ist. Jede zentralistische Rathauspolitik verkennt die Gesamtheit der wirtschaftlichen Landschaft und die Notwendigkeit eines regionalen Kräfteausgleiches. Als Weg hierzu wurden bezeichnet: 1. der der öffentlich-rechtlichen Vereinbarung, 2. der der Bildung eigener Rechtspersönlichkeiten (Zweckverbände) im sogenannten Verbundsystem, 3. der der Landkreise als Gebietskörperschaft unter Entwicklung seiner Ausgleichswirkung mit dem Ziel der Förderung der gemeinsamen Wohlfahrt der Einwohner im Kreis. Von hier aus gesehen stellt sich die Krise des Dorfes als eine Krise der dörflichen Selbstverwaltung dar. Auf der anderen Seite sind in den ländlichen Gemeinden die meisten Voraussetzungen für die Selbstverwaltung vorhanden. Die heutigen Großstädte sind weniger Gemeinden als die dörflichen. Das Dorf ist eine Insel, die von der Vermassung noch nicht ergriffen worden ist. Hier muß sich der Bürger der Gemeinschaft noch stellen. Eine Stärkung des Dorfes kann nur geschehen durch Stärkung der ländlichen Selbstverwaltung. Jede Gemeinde soll ihr Schicksal selber bestimmen, allerdings muß hieran die Forderung geknüpft werden, daß die Verwirklichung ihrer Pläne eine entsprechende finanzielle Basis hat. Sache des Gesetzgebers ist hier in entsprechender Weise mitzuhelfen. Als Wunschliste des zu Erreichenden bezeichnete der Vortragende zu den bekannten Flurbereinigungs- und Baulandbeschaffungs- sowie Landpachtungsmaßnahmen eine Reform des Erbrechts, Sicherung der Altersversorgung, Ausbau des Kreditwesens, Reform der Grundstücks-Preisgesetzgebung. Abschließend stellte der Vortragende fest, daß alles, was die Gemeinden im Kreisverband tun können, letzten Endes doch nur äußere Mittel sind. Entscheidend ist die Frage, ob der Mensch auf dem Land sich dieser Mittel zum großen gemeinsamen Zweck bedient, ob er der Gemeinschaft fähig ist.

In der Aussprache stellte Herr Pflugbeil die Gemeinsamkeit der ersten Sorge um das Dorf bei allen Teilnehmern fest und beantragte das Ergebnis der Tagung in Form eines Beschlusses an den Bundestag abzufassen. Prof. Schwenkel schnitt die Frage der Auswanderung an und bezeichnete es als wichtigstes Ziel, die Menschen im Lande zu halten. Nochmals mahnte er das biotische Potential der Landschaft als Grundlage des Aufbaus im Dorfe zu achten. Landrat Seebich stellte fest, daß wir der Entwicklung im Dorfe getrost zusehen können. Im Dorf ist Leben und zwar starkes, fortschrittliches und



zukunftsweisendes Leben. Prof. Hesse unterstrich den Hinweis eines Tagungsteilnehmers auf die Raiffeisengenossenschaften mit der eindringlichen Forderung des Ausbaus genossenschaftlicher Arbeit auf dem Lande.

Als Beiträge zur ländlichen Fei ergestaltung wollten die beiden Abendveranstaltungen aufgefaßt werden. Willi Müller hatte ein Heimatspiel verfaßt, vertont und inszeniert, das kein Theater, keine Histörchen, keine verkünstelte Dramatik bot, sondern in seiner Handlung der Geschichte des Dorfes an der Straße selbst Gestalt gab, angefangen von der ersten Besiedlung bis zur Gegenwart. Die Stimme der Chronisten, die zugleich als Stimme des Dorfes aufgefaßt werden wollte, leitete. Sprechchöre am Anfang und am Ende gaben den undarstellbaren Bezügen auf die Ursprünge und die Zukunft Ausdruck, in stummen lebenden Bildern wurden in revueartiger Folge Hauptgeschehnisse aus der Dorfgeschichte vorgeführt; das gesprochene Wort beschränkte sich im wesentlichen auf die unpersönlichen Texte geschichtlicher Urkunden. Die neuere Zeit wurde durch eine auf ein Tonband gesprochene Statistik beschworen. In geschickter Weise war das Lichtbild für die zwischenaktliche Inszenierung eingesetzt worden. Das Wesentliche bei allem war, daß es Willi Müller gelungen war, einen großen Kreis der Dorfbewölkerung, darunter viele Heimatvertriebene, für die Mitwirkung zu gewinnen, so daß sich das Einzigartige begab, daß das Dorf seine eigene Geschichte, unter Ausschaltung aller persönlichen Einzelbezüge, darstellte. Hierüber müssen kritische Bemerkungen, so über den mit hohen Kosten verbundenen großen Kostümaufwand oder über die Möglichkeit einer stärkeren, wenn auch gehaltenen, Verwendung des gesprochenen Wortes und in Zusammenhang damit einer gesteigerten echten Dramatisierung verstummen. Der Beifall war, verdientermaßen – auch bei der Wiederholung –, stark. Das Spiel hat am Ort selbst tiefen Eindruck hinterlassen.

Beim Heimatabend war den Mitwirkenden Raum inmitten der Besucher gegeben worden; man verzichtete also bewußt auf die bühnenmäßige „Vorführung“. Hauptmitwirkende waren auch in der Tat die Besucher selbst. Dies ist vor allen Dingen Gustav Wirsching zu verdanken, der die Anwesenden durch den gemeinsamen Gesang von Volksliedern nach guten alten Weisen in eine Gemeinschaft verwandelte; und Kurt Wager hätte wohl am liebsten die Anwesenden in seine Volkstänze hineingezogen, wie er es auch am Nachmittag, beim öffentlichen Volkstanz, getan hatte. Heinz Eugen Schramm las unter großer Anteilnahme vorwiegend heitere Gedichte in Mundart. Nicht vergessen darf werden, daß Gustav Wirsching in der glücklichsten Weise die Teilnehmer und die Schwieberdingen am Sonntag nach dem Gottesdienst auf dem Platz vor der Kirche unter Mitwirkung des Stuttgarter Singkreises zu einem öffentlichen Volksliedersingen verbunden hatte.

Unvergesslich wird allen Beteiligten der Spaziergang am Sonntagnachmittag in der Spätherbstsonne bei klarstem

Himmel auf die Nippenburg und zum angrenzenden Gut der Grafen von Leutrum sein. Prof. Dr. Schwenkel hatte die Gesamtführung übernommen. Hubertus Graf Leutrum von Ertingen zeigte den Teilnehmern den landwirtschaftlichen Betrieb und bewirtete sie anschließend auf die gastlichste Weise.

Die Bedeutung der Ausstellung, die Willi Müller durchführte, als Beitrag zur Tagung und als Leistung des Dorfes selbst, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Das Erstaunlichste hierbei war, daß es Willi Müller dabei gelungen war, sowohl der Frage nach dem Woher als der nach dem Wohin des Dorfes Schwieberdingen gerecht zu werden. In einem Aufruf war zunächst die Bevölkerung gebeten worden, altes Kulturgut zur Verfügung zu stellen. Es sollte damit eine Art Bestandsaufnahme des noch vorhandenen dörflichen Kulturgutes bewirkt werden. Dabei zeigte sich, daß viel mehr erhalten war, als zunächst, gerade in Schwieberdingen, erwartet werden konnte. Es dürfte sicher sein, daß in Schwieberdingen fortan kein Stück mehr in Art der ausgestellten Kulturgüter vernichtet werden wird. Hierin bestand der heimatpflegerische Wert der Ausstellung. Das Württ. Landesmuseum und das Württembergische Hauptstaatsarchiv hatten geholfen, die Frage nach dem Woher eingehender zu beantworten, als dies auf Grund des örtlichen Bestandes möglich gewesen wäre. Der Beantwortung der Frage nach dem Wohin dienten viele statistische Schaubilder, etwa über die Altersschichtung der Bevölkerung, deren soziale Zusammensetzung, den Besitz von Kraftwagen und Krafträdern, von landwirtschaftlichen Maschinen, die Pendlerbewegung und etliches mehr. Hieran hatten die Schüler mit Begeisterung mitgearbeitet. Ein Raum gab Einblick in das Schulleben des Dorfes. Eine Gewerbeschau rundete das Gesamtbild in vollkommener Weise ab. Nicht zuletzt aber muß erwähnt werden, daß diese Ausstellung auch hinsichtlich ihrer geringen Kosten vorbildlich war. Jedes Dorf ist imstande, das gegebene gute Beispiel nachzuahmen. Nur eines ist dazu nötig: Zusammenarbeit und dörflicher Gemeinschaftsgeist.

Prof. Dr. Dölker sprach am Dienstag abschließend zusammenfassende Worte. Er stellte im Überblick fest, daß die Tagung, wie versprochen, eigener und neuer Art gewesen sei. Alle Teilnehmer seien einig gewesen in dem Gedanken einer auf das Ganze des Dorfes zielenden umfassenden Heimatpflege, die nicht nur erhaltend aufgefaßt wurde, sondern gestaltend und aufbauend. Die Schlußworte sprach Landrat Dr. Ebner, der die Tagung durch sein warmherziges Verständnis ihres Anliegens aus dem Bereich des Möglichen in den des Wirklichen erhoben hatte.

Ein Tagungsbericht, der die Vorträge voll inhaltlich wiedergibt, soll vom Landratsamt Ludwigsburg herausgegeben werden. Wir sind bereit, Bestellungen entgegenzunehmen.



## Veranstaltungen in den Monaten

### Januar bis März 1955

Der Veranstaltungen außerhalb Groß-Stuttgarts werden von den Vertrauensmännern, wie üblich, durch Vervielfältigungen und über die Tagespresse angezeigt. Im folgenden sind nur die Vorträge, Führungen und geselligen Abende für Stuttgart und Umgebung angeführt. Wir bitten alle Mitglieder, für den Besuch dieser Veranstaltungen im Freundes- und Bekanntenkreis zu werben. Der Eintritt ist im allgemeinen frei, es wird jedoch um einen freiwilligen Unkostenbeitrag gebeten.

#### *Tonband und Volkskunde*

Von der Heimat- und Volkstumspflege des Süddeutschen Rundfunks. Vortrag von Wilhelm Kutter mit Tonbandbeispielen.

Mittwoch, 19. Januar, 19.30 Uhr, im Saal der Staatsbauschule, Kanzleistraße 29.

#### *Filmstunde des Schwäbischen Heimatbundes*

Sonntag, 6. Februar, 11 Uhr, im Saal der Landesbildstelle Württemberg, Landhausstraße 70. Eintritt -.80, für Nichtmitglieder 1.30 DM (Kartenvorverkauf bei der Geschäftsstelle).

#### *Was die Bergbauern in Südtirol singen*

Mit Tonbandvorführungen und Lichtbildern von Dr. Alfred Quellmalz.

Mittwoch, 2. März, 19.30 Uhr, im Saal der Technischen Werke Stuttgart, Lautenschlagerstraße.

#### *Mit der Kamera durch unsere Heimat*

Vorführung von Farbaufnahmen unserer Mitglieder. Preis-Bilderraten, Geselliges Beisammensein.

Montag, 4. April, 19.30 Uhr, Saalbau Rosenau, Rotebühlstraße 109 b, Anmeldung erwünscht.

Folgende Veranstaltung, die auf 13. November 1954 angesetzt worden war, mußte aus technischen Gründen verschoben werden. Sie wird im Laufe der Monate Februar oder März an einem Samstagnachmittag durchgeführt werden. Wir bitten um Anmeldungen. Mitglieder, die sich bereits angemeldet haben, brauchen die Anmeldung nicht zu wiederholen.

#### *Laut- und Gebärdensprache der Insekten*

Besuch der Forschungsstelle für vergleichende Tierstimmenkunde in Tübingen (Außenstelle des Staatlichen Museums für Naturkunde, Stuttgart) unter Führung von Professor Dr. Albrecht Faber; mit Tierstimmenvorführung. Omnibusfahrt nach Tübingen (über die Zeit vgl. oben), Teilnehmergebühr 4.50 DM.

## Mitgliedsbeitrag

Mit dem 1. Januar 1955 wird der Mitgliedsbeitrag für das Kalenderjahr 1955 fällig. Unsere Mitglieder erleichtern und verbilligen die Arbeit unserer Geschäftsstelle wesentlich, wenn sie ihre Beiträge entrichten, ohne eine Zahlungsaufforderung abzuwarten.

Wir bitten, möglichst durch Überweisung auf eines unserer Konten zu bezahlen und die Überweisungsabschnitte nicht zu anderen Mitteilungen zu benützen. (Konto Nr. 16 430 bei der Städt. Girokasse Stuttgart, Postscheckkonto Stuttgart Nr. 30 27, Konto Nr. 43 550 bei der Süddeutschen Bank, Filiale Stuttgart).

Unser Aufgabenkreis ist so ausgedehnt und unser Aufwand auf die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“, die die Mitglieder unentgeltlich erhalten, so groß, daß wir auf die Dauer nicht mit einem Mindestjahresbeitrag von 5 DM für Einzelpersonen auskommen können. Wir würden es sehr begrüßen, wenn alle Mitglieder, die es erschwingen können, freiwillig mindestens 6 DM bezahlen; für höhere Beiträge sind wir besonders dankbar.

Neben den Jahresbeiträgen erbitten wir uns von Mitgliedern und Gönnern, denen ihre Mittel es erlauben, kleinere oder größere Spenden, sei es zu unserer freien Verfügung, sei es mit besonderer Zweckbestimmung. Herr Max Kade in New York, dem die Studentenschaft der Technischen Hochschule Stuttgart das Studentenheim Kadehaus nahe dem Hoppenlaufriedhof verdankt, hat unsern Bund durch eine Spende von 200.- DM erfreut, die dazu dienen soll, manchem jungen Heimatfreund mit großer Begeisterung und kleinem Geldbeutel die Teilnahme an dieser oder jener unserer Veranstaltungen zu erleichtern. Möchte diese dankenswerte Zuwendung anderen als Vorbild dienen!

Um Mißverständnissen vorzubeugen, fügen wir bei, daß wir nicht alljährlich neue Mitgliedskarten ausstellen, sondern die den Mitgliedern ausgehändigten Mitgliedskarten dauernde Geltung haben.

Jedem neu eintretenden Mitglied können wir auf Wunsch, solange Vorrat, das Jubiläums-Heimatsbuch 1909–1949, in dem sich eine Geschichte des Bundes befindet, kostenlos überlassen.

## Einbanddecken für den Jahrgang 1954

Bestellungen auf Einbanddecken für den Jahrgang 1954 der „Schwäbischen Heimat“ werden ab sofort angenommen. Ob der Preis von 1.50 DM für eine Decke, ohne Verpackung und Porto, noch gehalten werden kann, ist im Augenblick ungewiß. Eine wesentliche Erhöhung dürfte nicht eintreten.

Es besteht auch dieses Jahr wieder die Möglichkeit, das Einbinden selbst über die Geschäftsstelle vermittelt zu erhalten; Preis hierfür (ohne Decke) 2.50 DM, ohne Verpackung und Porto.

Die Bestellungen können mit Rücksicht auf die uns gestellte Lieferzeit nicht vor 1. April ausgeführt werden.